Nr. 2. Monatlich vier Nummern. Berlin, 2. Januar 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Mondschein-Geschichten**, von Georg Belly (mit Illustration von J. E. Gaißer). — **Der Pelz**, von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. — **Krank am Geburtstag** (mit Illustration von R. Beyschlag). — **Der Stern des Ostens.** Novelle von Karl Frenzel. I und II (mit Illustration von Philippi). — **Ein Blick auf die Landkarte**, von Dr. G. Lewinstein. — **Die Familie Bonaparte.** — **Die Mode**, von Veronica von G. — **Räthsel.** — **Rebus.** — **Aehrenlese.** — **Correspondenz.**

Mondschein-Geschichten.

Von Georg Belly.

Sonnenschein, goldig glitzernder Sonnenschein, der flimmernd durch die schattigen Gänge und das verschlungene Gebüsch des weiten Parkes blinzelt, sich verstohlen über den von hohen Laubwänden eingerahmten Rasen schlängelt, breit und behaglich auf der Orangerie der Schloßterrasse ausruht, blendend an den gewölbten Fenstern spielt, die aus der Gartenfaçade des Schlosses auf die marmornen Amoretten der fantastischen Bosquets herabblicken, und schmeichelnd seine Strahlen an die dunkelrothen Seidenvorhänge schmiegt, welche von innen an den schimmernden Scheiben niederwallen!

Sonnenschein auch in den Sälen, mild gedämpft und in weichen Streifen über die sattfarbigen Sammettapeten forthuschend bis zu jener, durch eine faltige Draperie vom Speisegemach abgetrennten Nische mit ihren schwellenden Polstern, ihrem blinkenden Parquet und ihren verschwiegenen Teppichen!

Sonnenschein ebenso in den Gemüthern der kleinen Gesellschaft, die sich um den geschnitzten Tisch mit seinem silbernen Kessel und seinen zierlichen Porzellantäßchen und Näpfchen geschaart hat! Lichter, lachender Sonnenschein des Jugendfrohsinns der ersten Sommermonde!

Mondschein-Geschichten. Zeichnung von J. E. Gaißer.

Und welchen erstaunlichen Vorrath von allerhand liebenswürdigen kleinen Histörchen sie heute entwickeln, die rosigen Lippen der blonden Gräfin Mathilde und das feingeschnittene Mündchen der schönen Stiftsdame Laura von Wartenstein! — Wie viel außerordentlich Interessantes sie über die Baronesse von so und so und über die Oberhofmeisterin von da und da zu wispern verstehen.

Merkwürdig, bei aller Sonne merkwürdig, daß es nicht immer die leuchtendsten Punkte sind, welche die plaudernden Grazien aus den jedenfalls höchst bewunderungswürdigen Eigenschaften der Baronesse von so und so und der Oberhofmeisterin von da und da herauszufinden wissen! O nein, die scherzenden Dämchen geben vielmehr der leisen Vermuthung Spielraum, daß sie in Bezug auf liebevollen Scharfblick für verfehlte Toiletten, carrikirte Farbenzusammenstellungen und verunglückte Coiffüren ihrer theuren Nebenschwestern von der Schöpferin Natur nichts weniger als karg bedacht worden sind. Baronesse Arabella dagegen ist schweigsamer, ja sogar auffallend still; sie richtet ihr schwimmendes Auge vorwurfsvoll auf Gräfin Mathilde, wenn diese in einem Anfluge von Ausgelassenheit hell auflacht, und die schmollenden Mundwinkelchen

zucken wehmuthvoll, wenn Fräulein von Wartenstein ihre Schilderungen zu einer besonders humoristischen Pointe zuspitzt. Ihre beiden Cousinen behaupten zwar, daß Baronesse Arabella dieses Air engelgleicher Milde nur annehme, weil sie überzeugt sei, es stehe ihr vortrefflich! Sie meinen sogar in merkwürdiger Uebereinstimmung, Bellchen berge zwischen ihrem welligen Scheitel und ihren seidigen Wimpern einen ganz respectablen kleinen Dämon, der mitunter höchst verrätherisch aus den frommen Augen der Baronesse in die Welt hinein blicke; aber dergleichen zu glauben bleibe dem ergebenen Schreiber dieser Zeilen, der jene Notiz nur mit dem ganzen Vorbehalt des behutsamen Geschichtsforschers wiedergibt, durchaus fern.

Der Vierte im Bunde dieses kosenden Cirkels, Gerhard, Edler von Sturzbach, ist der Schloßnachbar der Damen; seine ausgedehnten Besitzungen grenzen an die seiner schönen Tischgefährtinnen, deren Worten er mit sichtlichem Wohlgefallen lauscht. Herr Gerhard von Sturzbach ist augenscheinlich ein Freund launiger Unterhaltung; er lacht gern, er lacht viel, er lacht laut; hat seine Heiterkeit einen Grad erreicht, der eine Steigerung der Kraftausbrüche seines sonoren Organs nicht mehr gestattet, so hilft er der Unzulänglichkeit aller Dinge dadurch nach, daß er seinen imposanten, von einem noch imposanteren goldenen Knopf gekrönten Stab in markirten Sechszehntelnoten dröhnend auf den Boden stampft, eine Gewohnheit, die für das Parquet, auf welchem sich der Edle von Sturzbach gerade bewegt, nicht ohne leise Gefahren zu verlaufen pflegt!

Gewiß hat der freundliche Leser schon oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß mitunter vom fröhlichsten Gelächter nur ein Schritt zum gespensterhaften Ernst leitet, daß die humorschäumendste Unterhaltung urplötzlich in die Bahnen düsterer, unheimlicher Geisterschauer lenkt! — So auch hier; Gräfin Mathilde, die einen Augenblick vorher noch ein wahres Brillantfeuerwerk der unbarmherzigsten Raketen aus einer gewissen riesigen himmelblauen Schleife zu locken verstanden hat, welche das Fräulein Zirbel von Zirbelthal, eine vom leichten Hauch der Antike nicht unberührt gebliebene Schönheit, beim letzten Hofconcert getragen, ist wie auf einen Zauberschlag in ein Gespräch über alle möglichen und unmöglichen Alräunchen, Kobolde und feurige Drachen gerathen! Der Edle von Sturzbach hat gar keine Gelegenheit mehr, seine Sechszehntelnoten zu markiren, — der Estrich des Salons athmet beruhigt auf! —

Fräulein Laura von Wartenstein ist scheinbar von den verschiedenen Thaten und Unthaten der unliebenswürdigen Alräunchen aufs tiefste erschüttert; sie preßt, als die Comtesse geendigt, ihre zarte Hand aufs Herz und richtet ihr schimmerndes Auge in Fernen, die jedenfalls außerhalb des Bereiches auch nur annähernder geographischer Schätzung liegen.

„Auch ich," seufzt sie nach einer kurzen Pause, „auch ich könnte Euch eine Geschichte erzählen, die, die — doch nein, es ist ein zu grausiges Abenteuer, und eisig überläuft es mich, wenn ich nur daran denke!"

Und wie von einem plötzlichen Schauer erfaßt bedeckt sie ihr Gesicht mit den Händen.

„Ach bitte, bitte, erzähle," — schmeichelt die Comtesse — „und wenn es wirklich so ganz, aber so recht von Herzen schauerlich ist, dann bin ich Cousinchen Laura mindestens dreimal so gut, als es überhaupt menschenmöglich ist!" —

Fräulein von Wartenstein hat einige Momente nach Fassung gerungen; dann beginnt sie mit zitternder Stimme:

„Es war vor sechs Tagen, gerade am Johannisabend, wo Wiese, Bach und Baum lebendig werden, summend und klingend mit einander flüstern und tuscheln und geschäftig-geheimnißvoll schalten und walten! — Der Mond goß all sein Silber über Berg und Flur aus und streute Diamanttropfen über Gebüsch und Rasen! Ich war die Grottenallee des Parkes hinabgeschritten und befand mich plötzlich vor der kleinen Seitenpforte, die in den weiten Thalgrund führt! Ich öffnete das Thor und trat ins Freie, um meinen Blick über die friedliche, stille Landschaft schweifen zu lassen! Welch eine poetische Abgeschiedenheit, welch eine idyllische Einsamkeit! Ueber die nickenden Halme schritt ich hinweg, bis zu der Fahrstraße, die nach Rosenau führt; so weit ich sehen konnte, kein menschliches Wesen; nur unhörbar durch den leuchtenden Aether schwirrende Käfer und in den Feldblumen zirpende Grillen! Die Situation erfüllte mich mit eigenthümlichem Reiz, und langsam wandelte ich bis zu der hundertjährigen Eiche, die an der Biegung des Weges ihre ehrwürdigen Aeste schirmend über den Boden ausbreitet! Da plötzlich sah ich hinter den Hügeln einen Wagen auftauchen, der sich mir allmälig näherte und im Lichte des Mondes deutlich erkennen ließ, daß er von zwei Schimmeln mit schneeweißer Mähne gezogen wurde, die in gleichförmigem Tempo über die weiche Flur hintrabten! Der Wagen mochte etwa in einer Entfernung von zwölf Schritten vor mir auf dem Wege angelangt sein, als er hielt, und ich — nein, nein, es ist zu schrecklich," unterbrach sich hier Fräulein von Wartenstein; „erlaßt mir die Schilderung des Entsetzlichen, das ich schaudernd zu sehen gezwungen war!" —

„Um Gottes willen," flehte Comtesse Mathilde, „Du wirst doch jetzt nicht aufhören wollen, Laura, gerade jetzt, bei den schneeweißen Mähnen und bei den unhörbaren Hufschlägen; o, das wäre grausam, das wäre unverzeihlich!" — „Gut denn," fuhr mit bebender Stimme und wie einen drückenden Bann von sich schüttelnd die Erzählerin fort, „gut denn, Ihr sollt das furchtbare Ereigniß in seiner ganzen Gestalt erfahren! Der Wagen hielt vor mir, und was sah ich in ihm? Eine im Mondlicht hell aufglänzende weiße Gestalt, einen todtbleichen Ritter mit einem Helm, einer Rüstung und einem Schwerte, so weiß wie er; starr, leblos das Auge ins Weite gerichtet und den unbeweglichen Arm wie drohend ausgestreckt! Einen Ritter, wie sie, aus Stein gehauen, in der Kapelle des Familienbegräbnisses knieen mit ihren eiskalten Händen und ihrem Gespensterblick! Ich selbst war wie zu einer Statue verwandelt, ich fühlte das Blut in meinen Pulsen stocken und vergebens versuchte ich einen Schrei des Entsetzens von meiner Brust zu ringen! Da plötzlich zogen die Pferde, die geheimnißvoll die Köpfe auf und nieder bewegt hatten, mit einem mächtigen Ruck an und windschnell sausten sie dahin über die Flur, die grabentstiegene weiße Gestalt mit dem starren, drohenden Arm meinen Blicken entziehend! Minuten währte es, ehe meine wie in den Boden gewurzelten Füße meinem Willen gehorchten und mich in athemloser, unaufhaltsamer Flucht aus dem Bereich des fürchterlichen Spukes der Johannisnacht trugen!" — Fräulein von Wartenstern schloß die Augen und wehrte, gleichsam in beängstigender Rückerinnerung mit den Armen von sich ab! —

„Und die entsetzliche Geschichte vertraust Du uns erst heute!" rief Comtesse Mathilde; „armes, armes Cousinchen, was Du ausgestanden haben mußt! — Sage, hast Du nie wieder Etwas von der schrecklichen Erscheinung gehört?" —

„Eigentlich doch," erwiederte sinnend Fräulein von Wartenstein; „denke Dir, der todte Insasse des Wagens war kein Anderer, als — als — die neue, lebensgroße metallene Portal-Figur, die Graf von Wesenberg für seine Schloßeinfahrt aus der Residenz hatte bringen lassen. Der unzuverlässige Kutscher hatte unterwegs zu oft Einkehr gehalten, war schlafend vom Bock gefallen und hatte es den des Pfades genugsam kundigen Rossen überlassen, den Zink-Ritter auf eigene Hand nach Schloß Wesenberg zu transportiren!" —

„O Du Böse," drohte Comtesse Mathilde, „uns so zum Besten zu halten; ich habe mich wirklich ehrlich geängstigt!" —

„Nimm Dich in Acht," lachte Fräulein von Wartenstein, „daß Dir der gespenstische Ritter nicht auch einmal begegnet; mit Dir möchte er nicht so gnädig verfahren, wie mit mir!" —

Gerhard, Edler von Sturzbach, hatte Laura's Erzählung mit dumpfer Spannung verfolgt, und über sein rothes, wohlgenährtes Antlitz hatten sich die Schatten finsterer Beklemmung geschlichen; er fühlte sich entschieden in der mitternächtigen Geisterwelt weniger comfortabel, als in den heiteren Regionen einer angenehmen, regulären Schnepfenjagd! Der unerwartete Schluß von Laura's Abenteuer berührte ihn daher in wohlthuendster Art. Er ließ sein Organ durch eine dröhnende Lachscala rollen und trommelte mit seinem Stock einen Geschwindmarsch, der selbst dem alten Dessauer lebhafte Anerkennung eingeflößt haben würde.

„Deine Geschichte," sagte die Comtesse, „ruft übrigens eine Erinnerung meiner Kindheit in mir wach, die ich längst, längst begraben wähnte!" —

„Kommt auch ein todter Ritter darin vor?" fragte scherzend Fräulein von Wartenstein.

Comtesse Mathilde zog ihre Stirn in möglichst ernste Fältchen.

„Nein, Fräulein Neckerin," entgegnete sie, „ein todter Ritter hat in meinem Mondschein-Erlebniß nicht die Ehre, Dir aufwarten zu können; Du wirst Dich schon ohne ihn begnügen müssen."

„Meinetwegen, ich bin auch ohne ihn zufrieden," rief Fräulein von Wartenstein; „erzähle!"

„Desto besser, desto besser," murmelte in unverkennbarer Geisterantipathie der Edle von Sturzbach.

„Ich fürchte," sprach langsam Comtesse Mathilde, „daß mein Abenteuer nicht zu dem fröhlichen Ton paßt, den Laura angeschlagen. Es ist eine nur zu erschütternde, zu entsetzliche Scene!"

„Du spannst mich auf die Folter," bat Fräulein von Wartenstein; „o gewiß, Mathilde, ich kann auch ernst sein, ernst, wie der Dorfküster von Rosenau, wenn er in der Kirche vorsingt und seine Augen inbrünstig immer so aufzuschlagen weiß, daß sie durch das Orgelfenster drüben dem Wirthshausschild zum grünen Elephanten begegnen müssen."

„Wohlan," entgegnete die Comtesse, „ich will die Geschichte erzählen, auf die Gefahr hin, durch die furchtbare Katastrophe, mit der sie abschließt, eure Seelen aufs traurigste zu berühren! — Ich war ungefähr elf Jahre alt, als ich auf einige Wochen zur Tante Veronica geschickt wurde, die damals noch, wie ihr wißt, auf Burg Schliefstädt wohnte. Schon am ersten Tage meiner Anwesenheit fiel mir ein junger Bursch auf, der, wie man mir sagte, ein Schwestersohn des Schloßvogtes und von diesem an Kindes Statt angenommen worden sei! Walter, so hieß er, schaute so träumerisch aus seinen großen dunklen Augen in die Welt, aus seinem bleichen Gesicht sprach so etwas Mysteriös-Wehmüthiges, daß mir ganz bange wurde, wenn er zufällig seinen Blick auf mich richtete! Nicht, daß ich mich vor ihm gefürchtet hätte; o nein, in seinen Zügen lag Nichts, was dazu berechtigen konnte! Es war eben das Ungewöhnliche in der ganzen Erscheinung des jungen Menschen, das meinen kindlichen Sinn mit einer gewissen Scheu erfüllte! Und dann liefen so allerhand Gerüchte über ihn; Ursula, die alte Magd des Schloßvogtes, wußte höchst merkwürdige Dinge von ihm zu munkeln. ‚Mit dem Walter ginge es nicht mit rechten Dingen zu,' meinte sie; ‚sie wolle nur dem Vogt Nichts davon sagen; der halte dergleichen überdies für Larifari und glaube nicht einmal an den leibhaftigen Gottseibeiuns mit seiner bekannten gehörnten Gesellschafts-Coiffüre! Aber mit dem Walter habe es einmal eine ganz absonderliche Bewandniß! Ja,' sagte die alte Ursula, ‚wie kommt's denn, daß, wenn der Junge sich Abends aufs Lager begeben hat, und ich Nachts noch einmal ins Zimmer leuchte, ob auch hübsch vorsichtig, wie sich's gehört, Feuer und Licht ausgelöscht sind, ich oft das Nest leer und den Walter ausgeflogen finde! Morgens liegt er dann wieder ruhig im Bette und weiß von Nichts, der arme Schelm! Nicht, daß ich von dem Jungen Schlechtes denke; das ist es ja eben; der Bursch war seiner Lebtage ein Ofenhocker und denkt sicher nicht daran, sich Nachts bei Wind und Regen über Feld und Berg zu treiben; das fällt dem Stubenwurm nicht ein, und der Vogt, der ihn gern zu einem tüchtigen Waidmann machen möchte, hat Sorge und Gram genug über das eingezogene Wesen des Jungen! Wie ich sage, das nächtliche Verschwinden des Buben hängt anders zusammen; er ist ein Nachtwandler, ein Mondsüchtiger; das behaupte ich, die Ursula, die noch nie die Unwahrheit gesprochen hat! Der Himmel sei dem unglückseligen Menschenkinde gnädig!'

So und in ähnlicher Weise erzählte mir die Magd, und die mit eigenthümlichem Interesse gepaarte Bangigkeit, die mir des Schloßvogts Pflegesohn einflößte, wuchs dadurch immer mehr und mehr!

Eines Abends, die Tante Veronica hatte sich bereits zur Ruhe begeben, wußte ich der Aufmerksamkeit der Wärterin, die eine besondere Leidenschaft darin entwickelte, mich womöglich schon vor Sonnenuntergang in die Kissen zu packen, geschickt zu entschlüpfen und leise schlich ich in den vom Mondlicht überströmten Garten, verstohlen mich bei einem duftenden Rosengebüsch niederlassend! Mochte die gute Wärterin drinnen Zeter und Mordio schreien, immerhin; genoß ich doch eine Stunde völliger Freiheit in den Strahlen des lieben, trauten Mondes! — Da fiel mein Blick zufällig auf das hohe Dach des alten, den Garten begrenzenden Seitenflügels des Schlosses, das bis dahin meiner Beachtung völlig entgangen war, und fast zu Eis erstarrte mein kleines Herz über das, was ich entdeckte! Hoch oben auf der Firste sah ich ganz deutlich eine menschliche Gestalt, die sich scharf von dem leuchtenden Mondhimmel abhob! — Ich sah die Gestalt sich langsam bald nach hier, bald nach dahin wenden und die Arme wie tappend auf und nieder bewegen! Ein namenloser Schreck bemächtigte sich meiner, und wie gebannt blieb mein Auge auf die grausige Scene gerichtet! So hatte die alte Ursula also wahr geredet, der arme Walter war ein Mondsüchtiger und weilte dort oben zwischen Himmel und Erde in entsetzlicher Lebensgefahr! Wenn ich auch hätte schreien gewollt, kein Laut würde sich aus meiner Kehle gelöst haben; sie war wie mit eisernen Banden zugeschnürt! Und ich durfte ja auch nicht rufen, ich durfte den Unglücklichen nicht beim Namen nennen, denn ich hatte, obschon noch ein Kind, oft gehört, daß man einen Nachtwandler dadurch dem sicheren Tod überliefere! Wieder wandte sich die Gestalt nach der anderen Seite und schien den Arm langsam nach oben zu richten! Und, ja, ja ich täuschte mich nicht, der Unselige dort in der Höhe gerieth offenbar ins Schwanken; unsicher schaukelte er hin und her; jede Secunde konnte das Schreckliche bringen. Wie eine Centnerlast lag es auf meinem Herzen, vor meinen Augen zuckte es schwarz und verworren; die Gestalt neigte sich wankend zur Linken, immer weiter zur Linken — unmöglich konnte sie trotz aller Wundermacht geheimer Naturkräfte länger das Gleichgewicht behalten. Mechanisch winkte ich, mit meinen bebenden Händen griff ich, wie hilfesuchend, in den wesenlosen Schimmer des Mondes; meine gepreßte Kehle kämpfte in vergebener Anstrengung gegen den sie eng umgürtenden Alp, meiner keuchenden Brust entfuhr ein gellender Schrei, und — zerschmettert, zersplittert lag der Unglückliche zu meinen Füßen! Meine Kraft war hin; ich sank in die Kniee und verhüllte in krampfhaftem Schluchzen mein Gesicht; ich wollte, ich konnte meinen Blick nicht auf das zuckende Opfer lenken, das vernichtet vor mir auf den Quadern liegen mußte! Walter, armer, bedauernswerther Walter!

Da plötzlich hörte ich leise, eilige Schritte hinter mir, und eine weiche, vibrirende Stimme sprach zu mir: ‚Das gnädige Fräulein haben doch keinen Schaden durch den Schreck davongetragen? Ich würde trostlos sein, wenn Euer Gnaden durch den Vorfall einen Nachtheil erlitten hätten!'

Jede andere menschliche Stimme, die in jenem Augenblick an mein Ohr gedrungen wäre, würde mir wie die tröstende Sprache eines rettenden Engels erschienen sein; jene Stimme aber, die ich vernahm, machte vollends mein Blut erstarren, denn — es war die Stimme Walter's. Entsetzt, willenlos einer unsichtbaren Triebfeder gehorchend, wandte ich meinen Kopf, und das träumerische, wehmüthige Auge des Lieblings der alten Ursula begegnete dem meinen. Wirr und verstört starrte ich ihn an, kein Wort, keinen Laut vermochte ich aus bebenden Lippen hervorzustoßen und stumm deutete ich mit meiner fiebernden Rechten nach der Stelle vor mir, die allein nach meiner Vermuthung den Leichnam des Verunglückten bergen konnte. ‚Daß auch gerade das gnädige Fräulein so erschreckt werden mußten,' fuhr Walter oder vielmehr Walter's Geist, denn nur sein Geist konnte es ja sein, der zu mir sprach, mild und traurig fort und reichte mir die Hand, um mich aufzurichten! Ehe ich meine Finger schaudernd zurückziehen konnte, hatte der Räthselhafte sie ergriffen, und statt der gefürchteten eisigen Berührung des Jenseits fühlte ich eine warme pulsirende Hand in der meinigen zittern!

‚Ja, ja, er war schon längst unnütz dort oben auf dem Dache,' tönte die Stimme neben mir fort; ‚er war seit Jahr und Tag nicht mehr fest auf den Beinen und früher oder später mußte er fallen und sich im Sturze den Hals brechen, der alte, abscheuliche, fünf Fuß große, plumpe — hölzerne Wettermann da in der Höhe!'"

„Wettermann!" rief, aus allen Illusionen gerissen, Laura von Wartenstein, „und ich hatte schon so inniges Mitleid mit dem armen mondsüchtigen Jungen gehabt!"

„Wettermann, vortrefflich, vortrefflich, Wettermann," murmelte crescendo bis zum con fuoco der Edle von Sturzbach, während sein Angesicht, das wiederum eine Zeit lang die astronomischen Erscheinungen eines sich verfinsternden Gestirnes wahrheitsgetreu zur Anschauung gebracht hatte, gegen alle Regeln des Copernicus sich nicht allmälig von Rand zu Rand, sondern kurz und bündig auf einen Schlag erhellte!

„Ja wohl, Wettermann," lachte Comtesse Mathilde; „Revanche für Deinen todten Ritter, süßes Bäschen, der Nachts mit zwei Schimmeln Spazierfahrten macht und unsere Leute in den April schickt! — Es war ein veritables, allerdings etwas groß gerathenes Wettermännchen, das in einem Anfluge von Altersschwäche oder auch in einer jähen Anwandlung von Lebensüberdruß die Reise vom Dache auf die Mutter Erde riskirt hatte und nun mit kläglich abgebrochener Nase hilflos die blau angestrichenen Arme ausstreckte, die in Ehren so manches Jahr den Ideenaustausch zwischen dem Gott der Winde und den Söhnen der Erde vermittelt haben mochten!"

„Und Walter, der Neffe des Schloßvogts," warf das Fräulein von Wartenstein ein, „war kein Mondsüchtiger, kein Nachtwandler?"

„Nichts weniger, als das," entgegnete Comtesse Mathilde; „die alte Ursula war auf ganz falscher Fährte gewesen. Walter, der von seinem Oheim absolut zu einem kühnen Jägersmann gestempelt werden sollte, zu dieser Carriere aber weder Neigung noch Beruf verspürte und vielmehr ein tüchtiger Gelehrter werden wollte, hatte hinter dem Rücken des bärbeißigen Alten seit Monaten die Nachtstunden dazu benutzt, im alten, einsamen Garten-Pavillon beim Scheine eines bescheidenen Lämpchens allerhand große und abscheulich staubige Bücher zu studiren, die er sich aus dem verräucherten Burgarchiv zu beschaffen wußte! Seit vergangenem Sommer arbeitet er übrigens, wie ich gehört, beim Landesgerichte drüben in der Residenz, und Serenissimus haben geruht, den fähigen Kopf unter allerhöchst besondere Protection zu nehmen!"

Baronesse Arabella hatte sich bis jetzt mehr, als wortkarg verhalten; zu verschiedenen Malen war ihr bei den Erzählungen ihrer Cousinen ein vorwurfsvoller Seufzer entfahren, und ein wiederholtes leises Zucken ihrer Schultern hatte bewiesen, daß sie sich zu den Anschauungen ihrer Gefährtinnen nicht gerade übermäßig beistimmend verhielt.

„Das Geheimnißvolle profaniren," begann sie endlich, „das Wunderbare zur Zielscheibe des ironisirenden Spottes machen, dergleichen gehört zu den billigsten von den billigen Kunststücken, die euch leichtfertigen Geistern zur zweiten Natur geworden. Ich" — und die Mundwinkelchen der Baronesse Arabella zuckten trotzig herausfordernd, als sie weiter sprach — „ich wenigstens habe in den zitternden Wogen des Mondes Dinge schweben sehen, Dinge so fantastischer, beseligender Art, daß ich für ihre Lösung nur einen Schlüssel fände, den Schlüssel nämlich" — hier stockte die Baronesse, und aus ihren Augen strahlte es triumphirend auf die Cousinen hernieder.

„Schlüssel," monologisirte nachdenklich Herr von Sturzbach, dem augenscheinlich eins jener eisernen Ungeheuer vor den Sinnen tanzte, mit dem man ehemals die knarrenden Thore irgend einer verwitterten Burgveste zu versichern für angemessen fand.

„Schlüssel, welchen Schlüssel?" — fragte scherzend das Fräulein von Wartenstein — „doch nicht etwa den zu einer gewissen

allerliebsten Mosaik-Cassette, die Bellchen wie ein sanfter Cerberus der Mythe überwacht, und in der so manches duftende Billetchen, von dessen Inhalt wir uns Nichts träumen lassen, schlummern mag?"

„Vielleicht," entgegnete die Baronesse mit leicht nervösem Timbre der Stimme, „vielleicht haben Euer Gnaden nicht so ganz Unrecht; nur daß ich den erwähnten Gegenstand bildlicher meinte, als es Fräulein von Wartenstein zu thun geruhten!"

„Also doch eine Herzensaffaire; o ich ahnte es gleich!" flüsterte die Comtesse mehr, als halblaut dem Edlen von Sturzbach zu, der sichtlich unzufrieden darüber war, daß ihm der erwartete eherne Schließapparat der Burgvestenpforte in leeren Nebel zerrann.

„Gewiß, Bäschen Mathilde, ich sprach vom Schlüssel zu jener Kammer, die in Eurem Innern leer und ledig in trostloser Oede gähnt! Denn hättet Ihr ein Herz" — und hier funkelte das schwimmende Auge der Baronesse zum Meerleuchten auf — „so würdet Ihr nicht den sanftschimmernden Mondhimmel zum Hintergrund für hohle Späße herabwürdigen!"

„Wir beugen uns in demuthvoller Reue vor der hehren Streiterin der Madame Luna," sagte, die Arme kreuzend, mit feierlichem Anstand das Fräulein von Wartenstein.

„Verzeihung, Arabella, Verzeihung," rief tragisch Comtesse Mathilde, flehend ihre Hände faltend.

Herr Gerhard von Sturzbach übertraf entschieden nach einer Richtung den unendlichen Ocean! Während der letztere nur durch persönliches Auftreten des Mondes zum Stimmungswechsel der Ebbe und Fluth veranlaßt werden kann, erschien bei dem Edlen die einfache Aussicht auf neue Mondschein-Schauer genügend, die fröhliche Strömung seiner Seele wie mit einem magischen Faustschlag zu stauen und seinen Zügen die unverkennbaren Symptome eines trocken gelegten Gestades aufzuprägen. Herr von Sturzbach hätte offenbar am liebsten heimlich einen dicken Strich durch das ganze Firmament gemacht; nur der Anblick seiner schönen Nachbarinnen vermochte seinen Sinn in die Bahn milderer Regung zu lenken.

„Es sind keine Gespenster-Aventüren, keine Nachtwandler-Romane, die ich aus dem Aermel schütteln kann, wie Ihr," — warf piquirt Baronesse Arabella hin; — „und doch ist meine Geschichte zehn Mal mehr werth, als die Euren, denn sie beweist, daß reine, aufopfernde Liebe, jene Liebe, welche die Minnesänger der Vergangenheit so hold zu schildern verstanden, auch heute noch in unverwelktem Zauber fortlebt, Euch Zweiflerinnen zum Trotz!"

„Schilt uns nicht Zweiflerinnen," bat mit der Miene aufrichtiger Zerknirschung die Comtesse; „sieh, ich bin überzeugt, hätte Romeo statt seiner Julia Dich gesehen, ihr wäre der Schlaftrunk sammt allen dadurch entstandenen Unannehmlichkeiten erspart geblieben!"

„Und ich," ergänzte Fräulein von Wartenstein, „möchte darauf schwören, daß Petrarca, wenn er statt meiner Namensschwester Dir begegnet wäre, mindestens ein Dutzend Quart-Bände mehr gedichtet hätte, als er so zu Wege gebracht!"

Herr von Sturzbach glaubte eine dunkle Ahnung von einem gewissen Romeo in sich aufdämmern zu sehen; den von Fräulein von Wartenstein erwähnten Herrn dagegen wußte er beim besten Willen nicht unterzubringen.

„Nur um Euch zu ärgern, recht herzlich zu ärgern, aus keinem, in der That aus keinem anderen Grunde, will ich meine Geschichte erzählen," erwiederte Baronesse Arabella, aus deren Augen jetzt wirklich ein kleiner Dämon zu blitzen schien, in gereiztem Tone ihren Cousinen.

„Beginne, beginne!" riefen die beiden Damen mit pathetischer Pantomime, während der Edle von Sturzbach immer noch über den unbekannten Gentleman mit den zwölf Quart-Bänden nachgrübelte.

„So wißt denn," fing die Baronesse an, jedes ihrer Worte absichtlich betonend, „daß seit Wochen ein schwärmerischer Jüngling die ganze Nacht hindurch in weiter, schüchterner Entfernung vor meinem Fenster mir leise, sehnsüchtig-wehmüthige Romanzen singt im verklärenden Schimmer des Mondes! O wie oft habe ich ihn beobachtet, wenn er sich mit Anbruch der Nacht auf das alte Gemäuer schwingt, das links von der Terrasse an den Park des Herrn von Sturzbach stößt!"

Der Genannte, der in seinen unfruchtbaren Petrarca-Studien immer noch keinen festen Grund und Boden gefunden hatte, wurde plötzlich aufmerksam, und sein umdüstertes Antlitz spiegelte ungefähr das erste Viertel eines aufgehenden Mondes wieder.

„Dort," fuhr Arabella fort, „sitzt er Stunden um Stunden, unausgesetzt leise, unendlich ergreifende Weisen singend und unaufhörlich nach der Richtung des Flügels spähend, in welchem meine Gemächer liegen!"

Beim Herrn von Sturzbach leuchtet allmälig das zweite Viertel auf.

„O der Arme, Ihr solltet ihn sehen, wie er durch Nächte auf dem bemoosten Geröll kauert, mir seine melancholischen Lieder weiht und unablässig wie um Erhörung flehend die Hände ringt!" —

Herr von Sturzbach springt mit Uebergehung des dritten Viertels sofort in den Vollmond über.

„Er ringt nicht," ruft er strahlend und erfaßt mit beiden Händen den mächtigen Goldknopf seines treuen Stabes; „er ringt nicht!"

„Er ringt nicht?!" frägt vorwurfsvoll Baronesse Arabella.

„Nein, er strickt," platzt mit lautem Gelächter Gerhard heraus, „er strickt!"

„Er strickt?" echoen fragend die Comtesse und Fräulein von Wartenstein, während Arabella mit eingekniffenen Lippen Herrn von Sturzbach fixirt.

„Ja wohl, ja wohl," wiederholt der Edle in ungestörter Heiterkeit, „er strickt, er strickt — Strümpfe! Es ist Hans Tute, mein Schafhirt, den ich zum Schutz gegen Gartendiebe dort allnächtlich postire, und der das liebe Mondlicht dazu benutzt, nach Hirtenart unglaublich lange Strümpfe zu Tage zu fördern! Singen thut er auch, das stimmt: ‚Mariandl, mein Schatzerl, die hat mi auf'n Kopf schlag'n,' das ist sein Lieblingslied; das leiert er, wo er geht und steht! Sonst ist er ein ordentlicher Bursch, der Tute."

„Hans Tute, Hans Tute," lachen Mathilde und Laura, „welch ein überschwenglich poetischer Name für Bella's Troubadour!"

„Hans Tute," stöhnt halb erstickend der Edle, dessen Geschwindmarsch sich in ein unberechenbares Tempo verirrt.

Arabella aber erhebt sich, wirft einen kalten, schneidenden Blick auf Gerhard und beschließt, nie wieder in der Gegenwart des Edlen von Sturzbach Mondschein-Geschichten zu erzählen. —

[2724]

Der Pelz.

Von Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

Hoch im Norden ist die Heimath des Pelzes oder vielmehr derjenigen Thiere, welche ihr Fell liefern müssen, damit wir das wärmende Vließ anlegen können, das nicht blos als Schutz gegen die Kälte oder als Kleiderzierde, sondern auch als Zeichen der Würde und des Ranges — je nachdem — am Anzuge des Fürsten, der Priester, der Richter galt und heute noch gilt.

Der Pelz als verarbeitetes Material hat sich in seiner Erscheinung für die Vorstellung von seinem früheren Besitzer getrennt, ja, es würde unheimlich sein, sich des ursprünglichen wilden Trägers bei jedesmaligem Gebrauch der Pelzkleider erinnern zu müssen. Namentlich würden die Damen mit ihren Idiosynkrasien, die sich bis zu den Mäusen und Ratten hinab verirren, davor schaudern. Wie möchten sie diese unheimlichen, schnellfüßigen Thiere — wenn auch unter der poetischen Bezeichnung Marmotte, welche malerische Slovakengestalten in die Erinnerung ruft, — mit den stechenden schwarzen Augen, dem langen dünnen Schwanz und den scharfen Nagezähnen sich um den Kopf laufen, an den Hals kommen lassen; oder die blutsaugerischen Hühnermörder: den Iltis, Marder und Fuchs; geschweige sich den Wolfsumschlingungen gleich einem vertrauenden Rothkäppchen hingeben, den brasilianischen Affen wie einen theuern Freund an das Herz drücken. Welch ein Abstand selbst ist nicht zwischen dem unscheinbaren Wiesel und dem fürstlichen Hermelin!

Am allerwenigsten aber dürfte sich das Verlangen zeigen, wie Cleopatra Nattern an die Brust zu legen. Die bloße Vorstellung: von Schlangen gebissen, umstrickt und erdrückt oder aus ihrem Giftzahn angezischt und bespritzt zu werden, Vorstellungen, wie sie Dante'sche Höllen- und Gerstäcker'sche Reisebilder zum Grausen und Gruseln der Leser hervorrufen, würde davon abstehen lassen, eine Boa umzuschlingen. Doch gehörte grade diese Pelzmode zu den allerbeliebtesten der Damen, die selbst auf Bällen in Boas — statt der früher üblichen „Wolken" aus Donna Maria Gaze — erschienen, wo oft ein gordisches Schlangengewirr nach Beendigung eines Tanzes und bei Aufsuchung der abgelegten Halswärmer sich vorfand.

Die Boa constrictor und die Pelzboa sind zwei himmelweit verschiedene Gegenstände, und es würde gewiß jeder Boaliebhaberin widerlich sein, den Giftzahn der Schlange an dem schlangenartigen Shawl angebracht zu finden, es müßte denn derselbe von Gold und, statt mit Gift mit einer wohlriechenden Essenz gefüllt, als Flacon dienen, und auf diese Weise „der Schlange der Giftzahn ausgebrochen sein".

Von manchen Pelzen mit fremdländisch klingenden Thiernamen, wie der aus dem nördlichen Rußland uns zugeführten Norska oder dem Nörz, kennt man kaum die Herkunft. „Der Nörz wird immer theurer," hört man heute sagen, „da nimmt man lieber gleich Zobel, es ist doch ein vornehmerer Pelz" — denn der Zobel nimmt eben einen Ehrenrang unter den Pelzen ein, den noch kein anderer errungen. Im Allgemeinen ist der Nörz — den man meistens Nerz geschrieben findet, worin allein schon die Nichtbekanntschaft mit seiner Abstammung sich offenbart — nur als Bekleidungsgegenstand und nicht als Thier der Vorstellung zugängig.

Man liebt und kennt nur sein kurzes, kastanienbraunes Pelzhaar, über dessen glänzende Fläche die Hand mit Behagen dahin gleitet, sucht aber nicht zugleich das Bild der großen Otter in dem Spiegel ihres Felles.

„Stirbt der Fuchs, gilt der Balg!" So lange das Thier sein Fell trägt, ist dies an sich für uns bedeutungslos; aber es wird zum kostbaren Gegenstand, wenn es von jenem getrennt, und um so kostbarer, je schwieriger dem wilden Besitzer beizukommen, und je seltener dieser ist.

Aus dem Grunde, daß Pelzthier und Pelz nur getrennt zu denken sind — in dem Sprichwort: „Wasch' mir den Pelz, aber mach' ihn mir nicht naß," wird die Vorstellung von dem Thierfell noch mehr zur Idee — ist es auch gegen das ästhetische Gefühl, bei Pelzkleidungsstücken die Erinnerung an Zähne, Rachen, Klauen ꝛc. durch ausgestopfte Köpfe, künstlich angebrachte Füße und Schwänze an Muffe, Kragen, Taschen wachzurufen. Dergleichen Ornamente durch Köpfe, die erst dem Thiere abgeschlagen und dann seinem zum Muff verarbeiteten Fell, wie ein Hirschgeweih einem Jägerhaus, wieder aufgesetzt werden, erinnern zu sehr an Ausweidungen.

Es sind nur zwei Arten zulässig, den Pelz zu tragen: entweder legt man ihn in seiner Urform an, wie ihn das Thier selbst trug, und wie Herkules und andere Keulengötter und Ritter der Mythe ihn um die Schultern tragen, und die Ingomare damit Wildnißsöhne darstellen, oder ohne alle, auch die geringste Reminiscenz an die Wildniß und die Menagerie. Als die gröbste Geschmacksverirrung und die niedrigste Stufe des Kunsthandwerks ist die Nichtvermeidung solcher handgreiflichen Erinnerungen an das Rohmaterial namentlich beim Pelz zu beklagen. Ueberhaupt wollen uns ausgestopfte Thiere zu Gebrauchsgegenständen und als Möbel benutzt, wie z. B. ein krauslockiger Pudel zur Fußbank, nicht statthaft erscheinen. Wer möchte außerdem seine Füße auf einem Thier ausruhen lassen und von diesem eine permanent bewegungslose Stellung beanspruchen. Ebenso komisch wirkt ein ausgestopfter Hund als Wächter vor eine Thür gesetzt. Man kommt unwillkürlich auf den Gedanken, der nicht mehr bellende und beißende Gesell sei aus ökonomischen Gründen hier als eine Art Vogelscheuche aufgestellt.

Wie anders, als ein vierbeiniges Thier zur Fußunterlage, wirkt das Wolfs- oder Tigerfell, die Reh- oder Angoradecke unter die Füße gebreitet, daran wir den Glanz der Haare, die Zeichnung des Musters bewundern, welche zugeschnitten, gefüttert, eingefaßt, garnirt und stylisirt, nicht mehr wilde Thiere, sondern Pelzteppiche sind.

Fürchterlich würde der Tiger auf dem Rücken des Pferdes zu denken sein; elegant dagegen ist die Schlitten-Tigerdecke, die Niemand mit der blutgierigen Bestie identificiren möchte. Wie entsetzlich wäre es für die in wärmende Wildschuren gehüllten Insassen des Schlittens, die bei lustigem Schellengeläut über die Eisfläche dahinsausen, wenn ihre Wolfspelze, statt ihnen Behagen zu bieten, sie beständig an einen Ueberfall von Wölfen bei solcher Fahrt gemahnten.

Doch wozu die Beispiele noch weiter ausführen, es wird Jedem einleuchten, daß alle Beziehungen zwischen dem Thier und dem Fell aufhören, sobald jenes der Waffe des Jägers oder dem Netze des Fängers erlegen, und letzteres dem Gerber und Kürschner zur Bearbeitung übergeben ist. Ebenso wenig wie man an die Lafontaine'sche Fabel vom Fuchs und Raben bei einem Fuchspelz denken wird, kommt uns der Vergleich einer Schoßkatze mit einem Muff in den Sinn, obwohl bilderhaschende Autoren sich dergleichen Freiheiten nehmen. Selbst der erste mythische Pelz, das goldne Vließ, nachmals zum Ritterorden umgestaltet, läßt kaum noch an den Widder denken, auf dessen Rücken Helle über das Meer flieht.

Ein goldenes Fell mag übrigens, weil es eben kein natürliches ist, auch einen goldnen Kopf und goldne Füße haben; goldne Thiere sind Mythengeschöpfe, wie die mit Bocksfellen bekleideten Waldgötter, die in einen Schafspelz gehüllte Juno Lanuvina. Hier gilt der Pelz anstatt des Thieres, er ist Symbol.

So sind auch die Naturfelle, durch deren Rauheit Jacob seinen blinden Vater täuschte, unserer Vorstellung nicht entgegenstrebend, im Gegentheil würde es die Poesie der Mythe vernichten, wenn sie die Lenden des Heerdenführers bereits mit Kürschnerarbeit bekleidet zeigte, obgleich diese früh genug im alten Testament zur Bedeutung gelangt, wie uns die mit regendichten Dachsfellen bedachte Stiftshütte belehrt.

Mit Naturpelzen sind auch alle die weiblichen Wüstengestalten, die Verstoßenen: die Hagar, Genovefa und ähnliche Märtyrerinnen der fremden Eifersucht bekleidet, denen als Ergänzung zu dem kraushaarigen oder zottigen Thierfell das eigene lange Haar als Deckung ihres Körpers dient, was der Gestalt, mag sie noch so edel gebaut sein, doch den Charakter des Wilden und Verwahrlosten gibt, wogegen ein schöngearbeiteter Pelz die reizvolle schlanke Gestalt einer Frau idealer erscheinen macht. So trug Isolde z. B. einen Pelz von braunem Sammet mit weißem Hermelin gefüttert und mit schwarzem und grauem Zobelrand verziert, der nicht zu schmal und nicht zu breit war — eine Mitte, die jeder Pelzbesatz einhalten muß, um nicht entweder den Eindruck der Schwere oder den der Dürftigkeit zu machen, — als sie von ihrer Mutter zu König Marke geführt wurde.

Seitdem die Kunst der Pelzbearbeitung erobert war, verschwand auch die naturalistische Pelzbekleidung aus der Geschichte der Völker, und gerade Pelze gehörten zu den Geschenken, durch welche die Fürsten einander auszuzeichnen suchten und durch welche sie insbesondere auch die Frauen ehrten. Der indische König Videha schickte seiner Tochter Sitah köstliche Pelze zum Geschenk, wie uns aus dem Sanskrit bekannt geworden, und unter den Geschenken, welche die byzantinischen Gesandten der Frau Bleda's brachten, befanden sich außer silbernen Gefäßen, indischem Pfeffer und Südfrüchten auch „rothe Felle."

(Schluß folgt.) [2717]

Krank am Geburtstag.

„Was ist denn heute im Hause los?" fragt das niedliche Dienstmädchen der Frau Rechnungsrath den Portier und sieht dem weißgekleideten Jüngling nach, der mit einem vielverheißenden runden Korbe am Arm eben auf der Treppe verschwindet.

„Es ist Geburtstag bei der jungen gnädigen Frau Legationsräthin," antwortet der in die Verhältnisse sämmtlicher Hausbewohner tief Eingeweihte. „Das Kind wird heute ein Jahr."

„Und da gibt's gleich Torte? Na, das muß ich doch meiner Madam' erzählen."

Die wißbegierige junge Dame ergreift bei diesen Worten den ein Weilchen bei Seite gestellten Gemüsekorb und fängt an, die drei Treppen hinaufzusteigen, die zur Wohnung des Rechnungsraths führen. Auf dem ersten Absatz begegnet ihr der zurückkehrende Bote, und nach einem Blick in sein vergnügtes Gesicht murmelt sie: „Da hat es ein anständiges Trinkgeld gegeben."

Ihre Menschenkenntniß hat sie nicht betrogen. Die gnädige Frau selbst hat die Torte in Empfang genommen und den Ueberbringer belohnt. Dann hat sie die Torte mit einem Blumenkranz verziert und inmitten eine bunte Wachskerze aufgepflanzt; so stellt sie dieselbe auf einen Tisch, auf dem bereits die neue Puppe, das Schäfchen mit dem rothen Bändchen, das Bilderbuch mit unzerreißbaren Blättern und ähnliche schöne Sachen mehr zierlich geordnet daliegen.

Während sie diese Vorbereitungen trifft, wird in der Kinderstube die kleine Heldin des Tages geschmückt. Mademoiselle, die neue französische Bonne, zieht ihr ein weißes Kleidchen an und bindet die rosa Schleifen, die sich daran befinden, ungemein kunstvoll zu; denn das versteht natürlich sonst Niemand im ganzen Hause so gut, dafür ist sie Französin. Karoline, die alte Wärterin, die schon bei der Mutter der jungen Frau gedient und diese als Kind auf den Armen getragen hat, sitzt mit in dem Schoß zusammengelegten Händen dabei und sieht zu. Aber ihr rundes, behäbiges Gesicht schaut mit ziemlich mißvergnügtem Ausdruck unter der faltigen Haube hervor. Sie findet wenig Geschmack an ihrer windigen, ausländischen Kameradin. Die ist doch ganz überflüssig im Hause, meint sie, und bei der alten gnädigen Frau war auch keine.

„Ah! qu'elle est jolie! Hübsch, sehr hübsch, n'est-ce pas?" fragt die Französin und dreht Aennchen bewundernd hin und her. „Fraîche comme une rose," fährt sie fort. „Sehr gesund, nicht?"

„Nicht zu verrufen, gestern war sie viel gesunder," entgegnet die abergläubische Karoline schnell. „Uebrigens, Mamselle, lassen Sie das man lieber bleiben; man lobt keinen Menschen, wenn man es gut mit ihm meint."

„Comment? Nicht loben? O, mir loben Sie immer autant que possible," lacht die Französin; doch Karoline streift mit einem verächtlichen Seitenblick die schmächtige Gestalt der Bonne und brummt halblaut:

„Da ist auch noch was zu verrufen!"

An jedem deutlicheren Ausdruck ihrer Gesinnungen verhindert sie der Eintritt ihrer gnädigen Frau, die ihr Töchterchen abzuholen kommt. Freudestrahlend küßt sie es und trägt es dann zu dem Geburtstagstisch hin, um den bereits die ganze Familie versammelt ist. Die Kleine jubelt, jauchzt und lacht, geht von Arm zu Arm, wird geliebkost und beschenkt und gibt dann, angeregt durch die Freude, alle ihre kleinen Künste zum Besten. Sie zeigt, wie groß das Kind schon ist, legt dem Papa Zucker in die Tasse — wobei die Mutter hilft —, gibt dem Großpapa den Kneifkuß und der Großmama von ihrem Küchelchen abzubeißen, und die Mutter ist glückselig über ihr Kindchen. Später erscheinen noch andere Gratulanten, die lieben Pathen des kleinen Mäd-

chens, und da die junge Frau sie empfangen und begrüßen muß, so wird Mademoiselle herbeigerufen, die ihr das Kind abnehmen soll. Mademoiselle ist darüber sehr erfreut. Sie nimmt Aennchen auf den Arm, ordnet schnell des Kindes weißes Kleid nebst den rothen Schleifen so an, daß sie, wovon sie sich durch einen verstohlenen Blick in den Spiegel überzeugt, auch die Wärterin in das gehörige Licht setzen, und stellt sich hinter ihrer Dame auf. Abermals wird nun Aennchen beschenkt und viel bewundert, und Mademoiselle präsentirt sie herum, beantwortet anmuthig bescheiden alle Fragen, wird viel bemerkt und ist sehr befriedigt, bis sie die Gesellschaft wieder verlassen muß, weil das Kind müde wird. Das tête à tête mit Aennchen in der Kinderstube ist Mademoiselle nicht ganz so angenehm, darum sucht sie Abwechselung hineinzubringen, indem sie die Kleine auf die Erde setzt, ihr das Schäfchen in die Hand gibt und sich in das Nebenzimmer verfügt, damit sie die feine Gesellschaft wenigstens noch von fern beobachten kann.

So ist die kleine Hauptperson des Festes einsam und verlassen. Früher, als sie der alten Karoline allein anvertraut war, kam das nie vor; jetzt aber hat sie zwei Wärterinnen und muß natürlich darunter leiden, denn Karoline verläßt sich auf die Bonne und ist zu einem gemüthlichen Plauderstündchen in die Küche gegangen. Mit der Zeit wird Aennchen des Alleinseins überdrüssig und schreit etwas. Sogleich eilt Mademoiselle herbei, schiebt ihr zur Beruhigung und Zerstreuung ein großes Stück Kuchen in das Händchen und verschwindet wieder, bis die Kleine die ungewohnte Speise verzehrt hat und nun laut zu weinen anfängt. Die Folge dieser sehr vernünftigen Behandlung ist natürlich, daß Aennchen bald darauf sehr unwohl wird, und als die Mutter, nachdem die Gäste sich verabschiedet haben, zu ihrem Kinde kommt, findet sie es in Jammer und Thränen. Sie nimmt es auf den Arm und sucht es zu beruhigen, doch es gelingt nicht, und sie geräth in große Angst.

„Was fehlt dem Kinde?“ fragt sie die Wärterinnen. Doch Karoline schüttelt nur bedeutungsvoll den Kopf und meint: „Das kann man noch nicht sagen; aber ich habe heute Morgen gleich gefürchtet, daß es so kommen wird.“

Mademoiselle könnte vielleicht Auskunft geben, aber sie findet es zweckmäßiger, Nichts zu wissen. Sie kann also durchaus nicht begreifen, was das liebe Kind in diesen traurigen Zustand versetzt hat — eben hat es noch so niedlich gespielt und gelacht —, und schildert in blumenreichen Worten ihr inniges Mitgefühl beim Anblick solcher Leiden. Während dieser Verhandlung wird die Kleine augenscheinlich immer kränker. Sie geräth in heftige Unruhe, das Gesichtchen wird blaß und blässer, und klägliches Weinen wechselt ab mit heftigem Geschrei. Die junge Frau ringt verzweiflungsvoll die Hände und weiß nicht, was sie anfangen soll. Karoline läuft nach Camillenthee in die Küche, und Mademoiselle sinkt auf einen Sessel nieder, schüttelt tragisch ihr Haupt und seufzt: „Ah, quel malheur!“

Da öffnet sich die Thüre, und herein tritt die Großmutter, die geblieben ist, um einen recht gemüthlichen Nachmittag mit ihren Kindern zu verleben. Die junge Frau fliegt ihr entgegen und fällt ihr schluchzend um den Hals.

„Mein Gott, was geht hier vor?“ fragt die alte Dame erschrocken.

„Ach Mutter! Mein Kind, mein armes Kind, es stirbt!“ lautet die verzweiflungsvolle Antwort, welche die Großmutter so erschüttert, daß sie voll Hast die weinende Kleine auf den Arm nimmt und sie von allen Seiten besieht, denn sie fürchtet, es ist ihr ein Unglück geschehen.

„Nun, nun, so schlimm wird es doch noch nicht sein,“ sagt sie dann tröstend, während sie sogleich die kunstvoll geschlungenen Schleifen aufbindet und Aennchen das Festkleidchen aus- und ein warmes Röckchen anzieht. „Aber heute Morgen war sie doch noch so munter; was ist dem Kinde nur geschehen?“

„Ach Gott, das weiß ja Niemand!“ seufzt die junge Frau.

„Nur gleich zum Arzt!“ ruft die Großmutter, von einer Idee erleuchtet, „der Medicinalrath soll kommen, unverzüglich kommen!“

Mademoiselle hat schon Hut und Handschuhe ergriffen, sofort bereit, die Bestellung zu übernehmen. Durch Feuer und Wasser, versichert sie, würde sie für Aennchen gehen.

Karoline, welche den Camillenthee gebracht hat, wirft auf die Thür, die hinter der Schnellfüßigen sich schließt, einen finsteren Blick. „Sie macht, daß sie fortkommt,“ sagt sie; „an dem Unglück ist doch sie nur schuld.“

„Und das verschwiegst Du bis jetzt?“ rufen beide Frauen gleichzeitig. „Was hat sie Aennchen gethan?“

„Sie hat sie verrufen!“ entgegnet die Alte mit Nachdruck, „und wenn Euer Gnaden ihr nicht das unnütze Loben ganz verbieten — —“

„Aber Karoline, lasse doch diese Thorheiten jetzt!“ unterbricht sie die Großmutter. Da stößt das kleine Mädchen abermals ein Geschrei aus, und es erfolgt eine Scene voll Aufregung und Angst für die Frauen, bis das Kind sich endlich beruhigt und ins Bettchen gelegt wird.

„Mein Gott, was wird daraus werden?“ seufzt die junge Frau. „Am Ende gar Masern oder Scharlach!“

„Bis jetzt sind keine Anzeichen vorhanden,“ tröstet die Großmutter.

„Aber höre doch! Geht der Athem nicht schwer?“ fragt die junge Dame voll neuer Angst.

„Durchaus nicht, vielleicht schläft sie ein.“

„Wenn sie nur nicht den Stickhusten bekommt! Was meinst Du, wäre das möglich?“

„Wenn es Gottes Wille ist, so bekommt sie ihn,“ versetzt die Großmutter, „aber nicht in Folge dieses Unwohlseins. Beruhige Dich doch, sicher ist das Kind in kurzer Zeit wieder gesund und frisch.“

Aber die junge Mutter beruhigt sich nicht. Mit fieberhafter Ungeduld wartet sie auf den Arzt. Endlich hält ein Wagen vor dem Hause, einen Augenblick später ertönt die Glocke, und Karoline öffnet dem Herrn Geheimen Medicinalrath die Thüre. Mademoiselle hat ihren Auftrag gut ausgerichtet und kehrt auch fast gleichzeitig zurück. Der Herr Geheimrath begrüßt die Damen mit der Feinheit des erfahrenen Weltmannes, läßt sich darauf zu der kleinen Patientin führen und nimmt an dem Bettchen Platz. Die angsterfüllte junge Mutter sitzt ihm gegenüber und theilt ihm ihre vielfachen Besorgnisse mit, und wenn sie stockt und ihn fragend ansieht, nickt er lächelnd und sagt: „Nur immer weiter, gnädige Frau, wälzen Sie gleich Alles von Ihrem Herzen; das wird Ihnen gut thun.“

Krank am Geburtstag. Zeichnung von R. Beyschlag.

Endlich ist sie fertig. Er beugt sich zu dem Kinde herab und ergreift dessen Händchen, während er auf seine Uhr sieht, die er in der anderen Hand hält.

Verhängnißvolle Pause ....

„Vor Allem eine Frage,“ beginnt sodann das Examen des Arztes. „Hat heute irgend eine Festlichkeit bei Ihnen stattgefunden?“

„Allerdings,“ entgegnet die Dame etwas betreten, „wir haben Aennchens Geburtstag gefeiert. Weshalb fragen Sie danach?“

„Es ist das meine erste Frage, wenn ich zu kranken Kindern gerufen werde.“

„Sie meinen doch nicht —?“

„Daß Ihre Kleine sich den Magen verdorben hat, Nichts weiter.“

„Aber das ist ja unmöglich,“ ruft die junge Frau. „Das

Kind hat seine fest geregelte Diät, von der unter keinen Umständen abgewichen wird."

Doch der Herr Geheimrath zuckt die Schulter und erwiedert: „In dieser unvollkommenen Welt ist Alles möglich, gnädige Frau."

„Karoline, Mademoiselle!" ruft die Dame in höchster Erregung.

Beide leisten dem Ruf sogleich Folge, und hinter ihnen erscheint ganz erschreckt auch die Großmutter. Das Verhör beginnt bei Karoline. Doch sie, jeder Zoll an ihr ein gutes Gewissen, antwortet ruhig, und ihre Schuldlosigkeit ist sehr bald festgestellt. Dann kommt Mademoiselle an die Reihe und diese vermag sich dem festen Blick des Arztes gegenüber mit dem schneeweißen Unschuldskleid nicht mehr so geschickt wie vorher zu drapiren. „Oh, mon dieu, oui!" ruft sie zuletzt; „un bien petit morceau de gâteau, das haben ich ihr gegeben. Personne n'y a pensé, und es sein doch sa fête."

„Es ist undenkbar, es ist unglaublich!" ruft die junge Frau, in Thränen ausbrechend. „Sie haben das Kind krank gemacht! Es wird sterben!"

„Beruhigen Sie sich nur, ich stehe dafür, daß es in kürzester Zeit wieder frisch und munter ist," tröstet sie der Herr Geheimrath.

Aber die Französin hat jetzt ihr Stichwort bekommen und setzt sich in große Action. Sie weint und schluchzt und geberdet sich in einer Weise, daß Karoline vor Erstaunen die Hände sinken läßt und mit offenem Munde dasteht, bis Mademoiselle aus Mangel an Athem endlich schweigen muß.

„Ei, du gerechter Himmel!" rafft sich Karoline aus dem Staunen empor.

Die junge Frau ist ebenfalls ganz erschrocken; ihr Zorn schmilzt; sie fängt sogar an, der trostlosen Sünderin freundlich zuzureden. Die Großmutter schüttelt den Kopf, und der Herr Geheimrath lächelt.

Da lenkt ein Wimmern der kleinen Patientin die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese und ruft Alle — die zerknirschte Französin nicht ausgenommen — an das Schmerzenslager .....

Weise Mutter Natur! .....

Die Wogen der Aufregung legen, die Gesichter der Besorgten klären sich. Es tritt endlich eine wohlthuende Ruhepause im Zimmer ein, während welcher der Herr Geheimrath auf mütterlichen Wunsch noch ein beruhigendes Tränkchen verschreibt. Dann empfiehlt er sich, vorher aber wird ihm das Versprechen abgenommen, daß er morgen noch einmal nach der Kleinen sehen wolle. Er muß sein feierliches Wort geben und gibt es, abermals lächelnd.

Kaum ist der Herr Geheimrath fort, fällt die Patientin in Schlaf.

St! ... Alle gehen — selbst in den entferntesten Zimmern — auf den Zehen ....

Nach einigen Stunden erwacht die kleine Schläferin in befriedigendem Wohlsein. Die Mutter ist selig, und die Großmutter hat nun doch noch ein gemüthliches Abendstündchen mit ihrer Tochter und dem Schwiegersohn, welcher letztere ohne Ahnung der großen Tagesereignisse nach Hause kommt.

[2725] **Sophie Waise.**

Der Stern des Ostens.

Novelle von **Karl Frenzel.**

I.

Wo jetzt nur eine nackte, öde Trümmerstätte, ein Labyrinth von halb eingestürzten Mauern, von zerstörten, dachlosen Häusern sich südöstlich vom Vesuv ausbreitet, über die rings umher gelegenen Felder nicht hervorragend; wo grau von Asche geschwärzt gebrochenes Tempelgesäul, verstümmelte Marmorfiguren, Hermen, phantastische Thierfiguren in den Höfen ehemaliger Paläste, auf den Plätzen, den Kreuzwegen einer einst reichen und prächtigen Stadt in gramvoll düsterer Einsamkeit stehen, wo in den Ruinen Pompeji's, in den ausgestorbenen, mit Schutt, Lavaschlacken und Steinen bedeckten Gassen jetzt nur der Schritt des neugierigen Fremden fast schauerlich wiederhallt: da bewegte sich im Aprilmonat des Jahres 63, als zu Rom in der Burg auf dem palatinischen Hügel Claudius Nero als weltgebietender Imperator herrschte, ein fröhliches und buntes Leben. In der breiten Straße, die von Norden nach Süden, vom Vesuvthor nach dem Stabianer Thor sich hinzog, wogte ein dichtes Volksgetümmel auf und ab, lustig und laut, in süditalienischer Lebhaftigkeit und Hitze. Auf den Travertinfliesen des Forums, zwischen den zahlreichen Bildsäulen, die hier dem Kaiser und den vornehmsten Männern und Beamten der Gemeinde errichtet waren, in den Säulengängen, welche den Platz einschlossen, war das Gewühl am stärksten. Sechs Gassen mündeten auf diesen Platz; vor den öffentlichen Gebäuden und Tempeln an seinen Seiten, um die Buden der Geldwechsler stand die Menge Kopf an Kopf. Soeben war im stattlichen Aufzug eine Schaar Gladiatoren, in ihrer Mitte ein Trupp gefesselter Kriegsgefangener, wie es hieß aus Germanien und Brittanien, in die Stadt gekommen; von der großen kaiserlichen Fechtschule zu Capua her, um jene Gefangenen in die pompejanische einzuliefern, da die Hallen und Zellen der Schule zu Capua überfüllt waren.

„Kräftige Bursche! Die schlagen sich bis auf den letzten Blutstropfen!" „Wie wild sie blicken!" „Alle rothhaarig und riesig groß!" „Hast Du bemerkt, Mamertinus, wie der Eine von ihnen mit bunten Strichen, gelben und blauen, sich Brust und Arme bemalt hatte?" „Das war gewiß ein König der Barbaren!" „Von den Nebelinseln her, wo das Meer nicht blau ist, wie hier, sondern ganz mit Eisschollen bedeckt!" „O, wenn man Die fechten sehen könnte!" „Du bist ein Narr, Die sind nur für Rom, Die sind zu theuer für uns!" „Arme Tröpfe, und wenn ihr sie auch bezahlen könntet, in Pompeji sind die Fechterspiele verboten, eurer Unverträglichkeit wegen. Ihr scheint ein kurzes Gedächtniß zu haben; vor vier Jahren, als Livinejus Regulus euch im Amphitheater ein Fechterspiel zum Besten gab ..." „Wir wissen's schon, wir wissen's schon!" überschrieen die Andern den alten Mann. „So oft Du auf dem Forum erscheinst, graubärtiger Lappa, hältst Du uns dieselbe Strafrede!" „Hätten wir uns vielleicht den Hochmuth der hergelaufenen Leute aus Nuceria gefallen lassen sollen, die uns ins Angesicht höhnten?" rief, den Kopf zurückwerfend, ein junger Mann, dessen Haltung und reiche Gewandung den Patricier kenntlich machten. „Ich denke, in Pompeji sind wir die Herren!" „Du möchtest am liebsten hier allein herrschen, Clodius," mischte sich ein Anderer in das Gespräch, dem das Auftreten des Jünglings und seine hochfahrende Weise nicht behagte. „Weil Dein Vater jetzt der oberste Viermann ist und seit Jahren im Rath der Decurionen sitzt, glaubst Du, bei allen Spielen müsse Dein Geschmack entscheiden." „Ja wohl! Ja wohl! Ein Pantomime spielt nur gut, wenn er Dir gefällt!" „Ein Gedicht ist nur gut, wenn Du es lobst!" „Wenn ein Kleid oder ein Schuh nicht nach dem Schnitt der Deinen gefertigt ist..." — „Bist Du böse, Rutilius, daß ich nicht mehr bei Dir arbeiten lasse?" lachte Clodius. „Du hast die pompejanischen Schneider mit Deinen ägyptischen Zuthaten, die Du selbst erfunden, in Verruf gebracht.." „Ja," krähte der alte Lappa wieder und stieß mit seinem Stock auf die Fliesen, „die Leute aus Nuceria waren unsere Gäste.." „Beim Herkules," wehrte sich Clodius den Schwätzer ab, „Dir wäre es wohl lieber gewesen, wir hätten statt ihrer Schläge bekommen? Geh doch, Du bist ein Eingewanderter; ihr aber, Pompejaner, bedenkt, daß wir an jenem blutigen Tage die Ehre unserer Stadt vertheidigten. Wir brachen den Frieden des Reichs und sind dafür vom Senate und vom Kaiser bestraft worden, allein wir haben wie tapfere Männer gehandelt!" „Ja, wie tapfere Männer! Clodius hat Recht!" „Er ist bei alledem ein trefflicher Jüngling!" „Und ist so weit in der Welt umhergekommen!" „Stets hat er eine offene Hand und hat noch keinem Clienten, der ihm guten Morgen! wünschte, das Trinkgeld ver-

Der Stern des Ostens. Zeichnung von Philippi.

weigert." „Ja, er macht der Stadt Ehre!" „Und ist nicht jener Arminius, dem wir damals den Leuten aus Nuceria zum Trotz Beifall zuriefen," führte Einer die Unterhaltung zu ihrem Ausgangspunkt zurück, „zu einem berühmten Gladiator geworden? Hat er nicht in Rom selbst einen Preis gewonnen?" „Er ist in den vier Jahren noch gewachsen; habt ihr ihn gesehen, wie er vorhin an der Spitze der capuanischen Truppe einherschritt?" „Ganz gewaffnet, mit dem goldenen Helm!" „Er gleicht dem Diomedes, wie ihn die Maler darstellen." „Und Clodius ist es gewesen, der sein Lob zuerst gesungen." „Ebenso wie das der schönen Saitenspielerin Lydia," höhnte Einer dazwischen, „Clodius ist ein myrrhenduftender Stutzer!" „Bis auf den Nagel ist er ausgelernt in allen Geschmackssachen."

Derjenige, über den nun noch lange in Preis und Tadel die Rede hin und wieder ging, hatte sich indessen glücklich aus dem Gewühl auf die Treppe gerettet, die in achtzehn Stufen zu dem Jupiterstempel am Nordrande des Forums emporstieg. Hier in dem Säulengang, der bis zum inneren Heiligthum führte, konnte man sich frei ergehen, Wenige lustwandelten in ihm oder standen, von oben her das bunte Schauspiel des Marktes betrachtend, an die dorischen Säulen gelehnt. Nur gedämpft und gebrochen scholl das Geräusch und der Lärm der Menge herauf. Die unmittelbare Nähe der Götter machte sich in dem Frieden und der Stille dieser Halle geltend. Athem schöpfend verweilte Clodius auf der obersten Marmorstufe und brachte seine Toga, die im Gedränge arg mitgenommen war, wieder in den zierlichen Faltenwurf, den die römischen Stutzer der Via sacra diesem Kleidungsstück vorgeschrieben hatten. Nicht der feinere Wollenstoff und die tadellose Weiße der Toga sowohl, als die Art sie zu tragen und zusammenzufassen, unterschied den feinen, gebildeten Lebemann von dem gewöhnlichen Bürger. Und dies war das Vorbild, das Clodius Caepio zu erreichen suchte. Für ihn, den einzigen Sohn einer reichen Familie, die schon seit den Zeiten Sulla's im Rath der Stadt gesessen und große Güter in der Umgegend besaß, gab es kein anderes Ziel, das seiner Meinung nach des Wunsches und der Arbeit eines müßiggängerischen Sterblichen werth gewesen wäre. Mit Gewißheit durfte er annehmen, daß die Aemter und Ehren, die seine Vaterstadt zu vertheilen hatte, wie seinem Großvater und seinem Vater so auch ihm, wenn er das gesetzliche Alter dafür erreicht, nicht entgehen würden, aber sie reizten seinen Ehrgeiz nicht. Gern war er bereit, zur Erweiterung und Verschönerung Pompeji's, in edelem Gemeinsinn, der alle Bürger auszeichnete, das Seine beizutragen, darüber hinaus fühlte er keine politische Ader in sich, und wenn er die Erfahrungen, die er in Rom über den Ernst und die Gefährlichkeit des politischen Lebens gesammelt hatte, still bedachte, wenn er sich die Eifersucht, den Neid und Haß des Imperators vorstellte, die, wie ein Schwert an einem Haar, über dem Haupte jedes Senators, jedes Feldherrn schwebten, pries er seinen Genius, der ihm ein Herz von weicherem Stoff in die Brust gesenkt. Ihn freute die Harmlosigkeit und Fülle des Lebens und der Kunst: er war zu Athen in den Philosophenschulen gewesen, hatte in Rom bei den Rhetoren treffliche Reden zu halten gelernt, leicht und faßlich konnte er sich über jeden Gegenstand in längerem Vortrag aussprechen: daß der Schmerz für den wahren Weisen kein Uebel; daß die Schlauheit des Odysseus vorzüglicher, als die Tapferkeit des Achilles sei — und was dergleichen Schulfragen mehr waren, die in der vornehmen und gebildeten Gesellschaft wieder und wieder erörtert wurden. Um zu seinem Ruf eines gewiegten Stutzers und feinen Kunstkenners noch den eines Gelehrten zu fügen, hatte Clodius eine Reise zu den Tempeln und Pyramiden Aegyptens gemacht und seinen Namen auf die Knie der Memnonsstatue eingekritzelt, Zeugniß dafür ablegend, daß auch er die Statue beim Schimmer der Morgenröthe habe klingen gehört. Wie so Viele empfand er trotz der Geringschätzung, die er allen Wunderthätern und Wundergeschichten gegenüber zur Schau trug, eine geheime Sehnsucht, einen unbewußten Drang nach der Lösung des Räthsels, das uns in der Flucht der Erscheinungen bald schrecklich und schmerzlich, bald verführerisch und lächelnd anstarrt, nach einer höheren Wahrheit, welche in dem Wechsel der Dinge, Empfindungen und Gedanken sich als Bleibendes, Ewiges und Göttliches ausprägt — und in der unbestimmten Hoffnung, dieser Wahrheit näher zu kommen, hatte er sich nach Aegypten begeben; unter den offen, eingestandenen Gründen zur Fahrt hatte diese Erwartung gleichsam als die erzeugende Kraft gelegen: wie das unterirdische Feuer die Blüthe und Fruchtbarkeit der campanischen Landschaft hervorbringt. Aber weder im Isistempel zu Memphis, noch am Fuß der Pyramiden oder in den halbverfallenen Heiligthümern Thebens war er dem Unsichtbaren auch nur um einen Schritt näher gekommen und in stiller Verachtung der Götter und alles Dessen, was außerhalb des Reichs der Sinne fällt, nach Pompeji zurückgekehrt.

Langsamen Schritts durchmaß Clodius den Säulengang bis zur geschlossenen Pforte des inneren Heiligthums. Erstaunt blieb er dort am Ende der Halle stehen und schlug in die Hände. An die letzte Säule lehnte in nachdenklicher Haltung, den Blick auf die Mosaiken des Bodens gerichtet, als sei es seine Aufgabe, die Splitterchen zu zählen, aus denen sich das Bild zusammensetze, ein Mann mit dunklem Vollbart, in der Mitte des Lebens.

„Bei meinem Genius seh' ich recht?" rief Clodius, „Du bist es, Marcus! Deine Sclaven sagten, Du seiest verreist, und in der That, Du warst seit den Iden des März verschollen, als hättest Du Dich in den Schlund des Vesuvius gestürzt, seine Geheimnisse zu erkundigen und die Grausamkeit der schönen Lydia zu vergessen! Dank den guten Göttern, Du lebst, wenn auch mit demselben griesgrämigen Gesicht, wie in der Nacht, da wir von einander schieden. Stehst hier und träumst, während eben die kaiserlichen Gladiatoren vorüberzogen! Doch ich schelte nicht, Du bist wieder da! Wo hast Du gesteckt, bei den Sirenen oder bei den Cyklopen?"

„Ich grüße Dich, Clodius!" entgegnete der Andere, dem jüngeren Freunde die Hand reichend. „Ich habe weder die Lieder der Sirenen noch das Gehämmer der Cyklopen gehört, ich war in Messina, wo mir die Erbschaft eines Verwandten zugefallen."

„Meinen Glückwunsch, Marcus! Allein Du siehst nicht aus wie Einer, der ihn verdiente. Gehörst Du zu den seltsamen Menschen, die der Reichthum traurig macht? Wenn Du nicht weißt, was Du mit Deinen Schätzen beginnen sollst, ich will es Dir sagen."

„Der schönen Lydia ein Perlenhalsband, der Jole eine goldene Spange mit Türkisen und dem Clodius ein Festmahl mit Pfauenzungen und einer Steinbutte aus dem nordischen Meer," scherzte Marcus. „Nein, mein Bester, nicht mein Besitz stimmt mich nachdenklich; drüben wird der getreue Pausias mir mein Eigenthum verwalten und vermehren, und ich werde wie bisher in diesem Zeitalter des Müßiggangs und der Willenlosigkeit das Erworbene vergeuden."

„Schiltst Du Dich einen Müßiggänger? Du bist einer der geschicktesten Aerzte und hast, da Du nicht für Geld zu arbeiten brauchst, schon Manchem durch Deine Kunst das Leben erhalten. In den Tempeln des Aeskulap wird man Dein Bild aufstellen und Jahrhunderte lang Deine Bücherrollen aufbewahren! Wer wird dann noch Etwas von Clodius Caepio wissen? Ich bin der schnödeste Faulenzer."

„Aber Du lebst und genießest! Ein guter Gott stand an Deiner Wiege und verlieh Dir die Gabe, den Menschen zu gefallen und alles Unangenehme und Peinliche von Dir fern zu halten. Mir.."

„Dir liegt ein Räthsel, eine Traurigkeit schwer auf dem Herzen, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Denkst Du, ich hätte keine Augen im Kopfe? Die Grausamkeit Lydia's hat Deine Krankheit nur zum Ausbruch gebracht."

„Meine Krankheit? Woran leide ich denn?"

„An Trübsinn oder an verstecktem Ehrgeiz. Ich glaube, Du suchst nach einem Tranke oder nach einem Balsam, das Leben der Menschen zu verlängern. Ich habe Nichts dagegen, forsche, suche, finde! Das Vorrecht lasse ich dem Kaiser, aber nach ihm will ich der Zweite sein, der Deine Arzenei kauft."

„Wenn nun aber der heilende Trank Gift wäre?"

„Das wäre!" lachte Clodius. „Ich würde dann um so früher mit den Göttern der Unterwelt Bekanntschaft machen. Der verdient das Leben nicht, wer den Tod fürchtet. Aber nun ende meine Unruhe und gestehe ein, was Dich quält."

„Zum Theil hast Du es schon getroffen: der Anblick der Krankheit und des Todes unter den Menschen. Ich weiß nicht, wie es vor unserer Zeit auf Erden gewesen, aber mir will es scheinen — vielleicht hat ein Gott mich verblendet —, als seien alle Uebel gesammt in der Gegenwart auf das Menschengeschlecht herabgestürmt; als erlitten wir die härtesten Prüfungen; als sei niemals das Elend größer gewesen. Du hast Recht, mich auszulachen, denn das Ganze ist eine thörichte Einbildung; schon tausend Jahre vor uns haben die Dichter und Weisen über den Untergang des goldenen Zeitalters geklagt. Genug, ich bin diesem traurigen Wahn verfallen; mit Schrecken habe ich, je tiefer ich in meine Wissenschaft eindrang, die Unzulänglichkeit derselben erkannt."

„Du entsetzest mich mit dieser Grabesstimme, Marcus! Ist einer unserer Freunde von einem plötzlichen Uebel oder einer schleichenden Krankheit ergriffen worden, gegen die Deine Kunst vergebens ankämpft?"

„Warum sollte ich vor Dir mit meiner Erkenntniß wie hinter einem Berge halten? Ja, es ist ein besonderer Fall, der meinen Sinn auf das gemeinsame Loos von uns allen gelenkt hat. Da habe ich mich gefragt, gibt es kein Mittel, in die Tiefen der Natur herabzusteigen und die Ursachen der Dinge zu ergründen?"

„Glücklich," unterbrach ihn Clodius mit dem Vers des Virgil, „glücklich der Mann, welcher der Dinge Urgrund erkannt hat! Aber dies Geheimniß liegt in dem Schoß der Götter."

„Stieg nicht Odysseus zur Unterwelt hinab und befragte die Schatten?"

„Leider hat er Keinem den Weg vertraut, den er genommen."

„Doch, doch! höre nur! Gerade in der tiefsten Niedergeschlagenheit meines Gemüths habe ich einen Brief von Sempronius erhalten, der, wie Du weißt, seit einem Jahre und länger in Athen die Philosophenschule besucht.."

„Und, wenn ich mich nicht gänzlich in ihm getäuscht, sich daneben am griechischen Wein und mit griechischen Mädchen erfreut."

„Es sei so, aber stets war Sempronius ein wahrheitliebender Jüngling, und er meldet mir seltsame Dinge. Wie ein Stern am östlichen Himmel ist im Morgenlande ein wunderbarer Mann auferstanden, voll göttlicher Weisheit. Apollonius ist sein Name, und Tyana seine Heimath."

„Tyana? Nie habe ich diesen Namen gehört. In welchem Winkel der Welt, bei welchen Barbaren liegt das Nest?"

„Es ist eine griechische Stadt in Cappadocien, und war sie bisher unbekannt, um dieses Apollonius wegen wird sie weltberühmt sein. Sempronius hat ihn in Athen gesehen und ist ihm nach Korinth gefolgt."

„Doch nicht zu Fuß? Das würde ich für ein bedenkliches Zeichen halten," unterbrach ihn der unverbesserliche Spötter.

„Gerade zu Fuß. Apollonius duldet bei seinen Schülern keine Weichlichkeit; zu Fuß ist er selbst durch Babylonien und Persien zum Ufer des Ganges gewandert, wo unter riesigen Feigenbäumen, in die Betrachtung der Natur versunken, die stillsten und weisesten Menschen wohnen. Von ihnen hat Apollonius einen Theil seiner Kenntnisse erhalten, die Gottheit hat ihn mit übermenschlichen Kräften begabt. Sempronius beschreibt ihn als einen hohen, königlichen Greis mit weißwallendem Bart, weißen Locken und breiter Stirn, wie die des Jupiters, den Phidias gebildet. Die tiefsinnigsten Worte entströmen seinem Munde, und seine Hand verrichtet hohe Wunderthaten. Er liest die Zukunft der Menschen aus ihrem Angesicht, er beschwört die Schatten der Geschiedenen und bannt die Dämonen."

„Du sprichst Erstaunliches, aber vergiß nicht, wie Viele schon als Wunderthäter und Geisterseher aufgetreten und in kurzer Frist als Gaukler entlarvt worden sind. Daß es nur Deinem Apollonius nicht ähnlich ergehe!"

„Würde ich mich so lange mit diesen Dingen beschäftigt haben, ohne daß auch mir Zweifel gekommen wären? Nein, Sohn des Caepio, all' Deine und stärkere Einwendungen haben sich in mir geregt. Mächtiger, als sie alle war die Hoffnung, daß in diesem auserwählten Manne mir die Rettung aus Trübsal und Sorge beschieden sei."

„Ja, bist Du selbst krank und weißt Dir nicht zu helfen?"

„Meine Seele ist betrübt, sie empfindet die ganze Last des Kerkers, den wir Leib nennen. Aber dieser Leib ist gesund. Mich nimmt es nur Wunder, daß Du erst des Freundes und dann der Geliebten zu gedenken scheinst."

„Entnimm daraus die Größe meiner Freundschaft; allein ich will ehrlich sein, es konnte gar kein Wettkampf zwischen der Freundschaft und der Liebe stattfinden. Verhülle Dein Haupt, o Marcus, seit einem Monat hat Clodius Caepio keine Geliebte."

„Und die schöne, blonde, die sanfte Lydia?"

„Sprich nicht von ihr! Sie ist grausam und von Stein wie Niobe. Ist es nicht genug, daß Du von ihrer Sprödigkeit leidest? Ich liebe die holdlächelnden Schönen."

„So hast Du nicht bemerkt, daß Lydia von einer schleichenden Krankheit verzehrt wird?"

„Um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich habe sie seit längerer Zeit bei keinem Feste mehr erblickt. Beim Herkules, wenn ich mein Gedächtniß befrage, es fällt mir jetzt ein, daß ich gehört habe, sie sei leidend. Aber ich hab's nicht ernst genommen; die Weiber haben tausend Launen, und jede Laune ist eine Krankheit. Und da ich erst vorgestern ihre Freundin, die schwarzhaarige Jole, die Tänzerin, lachenden Auges und fröhlichen Sinns getroffen, so wird es Lydia nicht übel gehen, denn die Mädchen sind unzertrennlich wie Turteltauben, und wenn die eine leidet, seufzt die andere."

„Jole's Augen sind nicht scharf genug, Lydia's Krankheit zu erkennen, sie schwindet hin wie ein Schatten. Ich habe sie genau beobachtet.."

„Du stockst, Deine Stimme zittert? O weh, guter Marcus, so tief hat Dir Amor seinen Pfeil ins Herz geschossen! Du liebst —"

„Nun ja, wenn Du es so willst, ich liebe! Liebe, wie die Jünglinge dieser Zeit es nicht mehr gewohnt sind, und wie es meinen Jahren.."

„Den Dreißigern des würdigen Rathmanns nicht mehr ansteht."

„Begreifst Du meinen Schmerz, die Geliebte an einer Krankheit, deren Grund ich nicht erkenne, hinsiechen zu sehen, ihr nicht helfen, nicht einmal Linderung bereiten zu können? Ich, der Arzt, trotz meiner Wissenschaft! Mit welcher Freude erfüllte mich darum der Brief des Sempronius über jenen Mann aus dem Osten."

„Armer Freund, er ist weit!"

„Nein, er rüstete sich zur Fahrt nach Italien, in Wochen, in Tagen kann er in Puteoli am Golf von Neapolis eintreffen."

Auf ihrem Wandelgange hinauf und hinab durch die Tempelhalle waren sie bei diesen Worten wieder an den Ausgang gekommen und standen auf der obersten Stufe. Mit seinen Falkenaugen spähte Clodius durch das Gewühl unten auf dem Markt.

„Sieh," rief er und faßte heftig den Arm des Freundes. „Dort drüben die Frauen, die eine im weißen, die andere im amaranthfarbenen Gewand; es sind Lydia und Jole. Die Götter mögen die Unzertrennlichen für und für beschützen! Und jetzt auf, Marcus, wir erreichen sie noch! Mercur leihe uns seine Flügelschuhe!"

Dennoch gelangten die Beiden nur bis zur zwölften Stufe der Treppe. Hier stand die Menge wie eine steinerne Mauer. Vom Markte her drängten immer neue Menschenmassen auf die Stiege zu.

„Was ist denn, Nachbar? Warum trittst Du mich?" „Schau doch dorthin! Wie er läuft, wie ihm die Haare zu Berge stehen! Sein Gewand ist zerrissen!" „Wer ist's?" „Ein Wahnsinniger!" „Greift ihn, haltet ihn!" „Es ist Didymus, der Prophet!" „Ach was, ein Narr ist er!" „Ein Landstreicher, der die ganze Gegend um den Meerbusen unsicher macht." „O nein, er war Priester im Tempel des Serapis zu Alexandria, er weiß die Zukunft." „Geht ihm aus dem Wege, er schlägt uns nieder, er rast!" „Hört doch, was er schreit!"

Der Tolle oder Betrunkene war in die Mitte des Forums gelaufen, schwang sich auf das Dach einer der Buden und schrie: „O Volk von Pompeji, die Götter wollen Dir wohl! In der Frühe des heutigen Morgens ist Dir der Stern aus dem Osten aufgegangen. Apollonius von Tyana ist in Puteoli aus dem Schiff gestiegen. Eilet zu ihm, ihr Kranken, ihr Traurigen.."

Das Uebrige verstanden die Freunde nicht mehr; es erstarb für sie in dem wilden Geschrei und Tumult, der sich unten erhoben hatte, indem die Einen dem Schreier Beistand leisteten, die Anderen ihn von der Bude herabzuziehen suchten.

„Dein Apollonius," lachte Clodius, „ist ein großer Gaukler, er schickt den Narren voraus."

Marcus senkte schweigend das Haupt.

II.

In den viereckigen Hofraum eines kleinen Hauses in einem der nach Westen vom Forum sich hinziehenden Gäßchen fiel der Wiederschein der untergehenden Sonne. Ringsumher lief eine Säulenhalle, nach der sich die Gemächer des Erdgeschosses öffneten. Von dem Licht des Himmels, das durch die weite Oeffnung inmitten des schräg gesenkten Daches strahlend den Hof erhellte, wurden auch sie erleuchtet. Grüngoldig schimmernd wanden sich Schlinggewächse um die Säulen, vom Dache nickte breitblättriger Wein herunter, Myrten- und Lorbeergebüsch sproßte im Hofe, ein Wasserbehälter, in den bei Unwetter der Regen hinabfloß, erhielt ringsum eine angenehme Kühle; jetzt strich ein lauer Frühlingswind durch die Halle und bewegte leise die Vorhänge vor den inneren Gemächern. Mit bunten Mosaiken war der Boden der Halle belegt; die grün gemalte Innenwand zierten in herrlichen Farben schlanke, schwebende Gestalten, Blumen in den Händen oder die Leier spielend, die Flöte blasend; als besonderes Kunstwerk prangte über einer der Thüren ein Arion, auf dem Delphin sitzend, von Nereiden und Tritonen umgeben. Auch sonst zeigte die ganze Einrichtung und Ausstattung von einem künstlerischen Geschmack und einer gewissen Wohlhabenheit der Besitzer. Marmorne Büsten und kleine Götterbilder standen zwischen den Säulen. Ein Gefäß mit geschweiftem Henkel, von rothem Thon, mit schwarzen Figuren bemalt, schien zum Begießen der Blumen zu dienen, die eine künstliche Nische um einen kleinen, einen goldenen Pfeil emporhaltenden Amor bildeten. Auf einem Gestell von Erz, das in Löwentatzen auslief, ruhte ein zierliches Nähkörbchen, und darüber schaukelte sich unruhig auf vergoldeter Stange ein Papagei mit buntem, gesträubtem Gefieder.

Eine Zeitlang war der fremdländische Vogel das einzige lebende Wesen im Hofe und in der Halle gewesen; wenn vom Dache des Hauses ein Vöglein sich hinunter wagte und eine Weile auf den Lorbeerbüschen wiegte, wurde es rasch durch das wüthige Gekreisch des Papageis verscheucht, der sich als Herr zu fühlen schien und Niemand in seiner Nähe dulden wollte. Jetzt ließ er einen gellenden Pfiff ertönen, der eine alte Frau verlockte, aus einem der Gemächer, wo sie hinter dem Vorhang am Spinnrocken saß, den Kopf hervorzustecken, neugierig und unruhig, was denn das Thier so aufgestört.

Einen Augenblick vorher hatte sich die nach der Straße zu gelegene Thür des Hauses geöffnet, und zwei Mädchen, die kleinere blondhaarige auf den Arm der größeren schwarzlockigen gestützt, waren eingetreten.

„Wir sind es, Hausmütterchen Euriklea," sagte munter die Große in das Zimmerchen hinein, „und du da, stillgeschwiegen, ungezogener Vogel; du wirst keine Näschereien bekommen, wenn du so unbändig tobst!"

Der Papagei schien sie zu verstehen, er gab sich einen gewaltigen Schwung, um sich trotz der Kette, die ihn fesselte, der

Sprecherin zu nähern und versuchte mit schwerer Zunge die Namen Lydia und Jole hervorzubringen.

Während die Schwarzlockige — sie trug über der enganliegenden ärmellosen Tunica von amaranthfarbenem Stoff eine blaue mit goldener Stickerei eingefaßte Palla, die von ihren Schultern herabgeglitten war — sich mit dem Vogel scherzend stritt und ihm den kleinen Kuchen bald vorhielt, bald entzog, hatte sich die blonde Lydia müde auf das Ruhebett gesetzt, das in der Halle stand, unweit von dem Götterbilde Amor's. Die flüchtige Röthe, die vom eiligen Gange her bei dem Eintritt in das Haus auf ihren Wangen geflammt, war schnell einer tiefen Blässe gewichen. Die feinen, zarten Hände lässig zusammengelegt, die Lider mit den langen Wimpern über die Augen gesenkt, als schmerze sie selbst der matte Wiederschein des Sonnenlichts, saß sie träumend, in sich verloren da. Ueber ihre Kniee beinahe wie eine Decke gebreitet ruhte die purpurne Palla aus einem feinen Wollenstoff; ihr reiches blondes, in einen zierlichen Knoten verschlungenes Haar wurde von zwei breiten, golddurchwirkten Bändern festgehalten. Der Ausdruck nicht nur ihres Gesichts, auch die ganze Haltung ihrer Gestalt zeigte von einem schweren Leiden, einer Erschöpfung der Kräfte, und wer sie so auf den Kissen des niedrigen Ruhebetts sitzen sah, den mochte wohl eine stille Besorgniß wie den Arzt Marcus beschleichen, über das traurige und vielleicht unaufhaltsame Hinschwinden des schönen Mädchens. In ihrer Munterkeit und der heiteren Anlage ihres Wesens schien Jole nicht besonders auf den bedenklichen Zustand der Freundin zu achten oder schon so daran gewöhnt, daß sie, so lange kein gefährlicher Ausbruch drohte, ihn mit einem gewissen Gleichmuth betrachtete, wie ein unvermeidliches Schicksal, gegen das anzukämpfen den Sterblichen versagt ist. Jetzt aber, wo sie, ihres Spiels mit dem zänkischen Papagei überdrüssig, sich umwandte und nach Lydia hinüberschaute, ergriff sie dieser Anblick mit schmerzlicher Gewalt, es legte sich wie ein Schleier über ihr noch eben so strahlendes und lächelndes Antlitz. Eine Weile stand sie schweigend, ohne mit einem Blick die Freundin zu verlassen, die auf diese strenge Bewachung nicht achtete, dann sagte sie:

„Du bekümmerst mich, Lydia! So schweigsam und verschlossen bist Du nun schon viele Tage gegen mich, als wäre ich die böse Hexe aus dem Märchen, die der schönen Königstochter ihr Geheimniß entreißen will. Wohl sehe ich, wie Du leidest und von Woche zu Woche schwächer wirst, aber ich glaube nicht, was Marcus Agricola, der berühmteste Arzt von Rom bis Messina, sagt"..

„Was sagt der gute Marcus?" erhob Lydia das Antlitz, sich zu einem matten Lächeln zwingend. „Er ist so treu und so unermüdlich"..

„Weil er Dich liebt, Schätzchen! Deinetwegen vernachlässigt er die vornehmen Damen in Bajae, die sich um hohen Preis von ihm von ihren eingebildeten Krankheiten heilen lassen möchten. Du hast es ihm angethan mit Deinen schmachtenden Augen; wenn Du nur wolltest, Du könntest ihn heirathen und wärest sicher und geborgen Dein Lebenlang, in einem reichen und geordneten Hause als Domina, und Du lüdest dann wohl Deine arme Jole ein, um auf Deinen Festen Deine Gäste durch ihren Tanz zu erfreuen"..

„Welche Tollheiten! Du wolltest mir sagen, was Marcus von meiner Krankheit hält"..

„Marcus redet von.. Ja, den Namen hab' ich vergessen: danach darfst Du nicht fragen, ich bin keine Gelehrte. Aber er weiß nur von einer Krankheit Deines Körpers, von dem Schmerz Deiner Seele weiß er Nichts."

„Gute Jole! Warum sollte er davon sprechen? Menschen können die Bekümmernisse der Seele nicht heilen."

„Allein die Götter können es; wofür wären sie sonst da! Jetzt bist Du gefangen, Lydia! Du hast es eingestanden, Dein Herz ist beunruhigt. Bete zu Amor, daß er es wiederherstelle und Dir zu dem Geliebten verhelfe!"

Scherzend und absichtslos hatte die Freundin so gesprochen und unbewußt die Wunde Lydia's, wie es schien, berührt. War es das Wort Jole's und darüber hinaus ein mächtigerer innerer Drang: in hastiger Bewegung sprang das bleiche Mädchen von dem Ruhebett auf und kniete vor dem marmornen Götterbilde nieder, die Hand auf den Sockel legend und das Gesicht darauf senkend; sei es, um der Gefährtin die Röthe der Scham auf den Wangen oder die Thränen an den Wimpern zu verbergen. Ein letzter röthlicher Strahl der Sonne fiel über die Knieende und glitt über ihren blendend weißen Nacken und ihr blondes Haar hin, die sich um so eigenthümlicher von dem dunklen Purpurroth ihres zurückgesunkenen Mantels abhoben. Mit zusammengefalteten Händen stand Jole und blickte bestürzt auf Lydia; nicht diese Entwickelung hatte sie von ihrem Scherze erwartet. Lydia liebte, kein Zweifel war mehr erlaubt, liebte unglücklich; dies leidenschaftliche Hinstürzen zu den Füßen des unbarmherzigen Gottes war beredter, als jede Klage. Der muntern Jole war die Liebe in dieser Gestalt eben so unbekannt wie unerwünscht, in ihrem leichten Sinn trug sie Etwas wie ein Zaubermittel beständig bei sich, das sie vor solchen gefährlichen Pfeilen Amor's bewahrte, aber mit richtigem Gefühl für die Natur der sanften und empfindsamen Freundin erkannte sie, daß der Gott sich kein besseres Opfer für seine Launen habe auswählen können. [2722]

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf die Landkarte.

Hat vielleicht unsere Leserin schon einmal die herrliche Rheinfahrt von Bonn nach Mainz gemacht? Wenn sie diesen Weg kennt, so weiß sie, mit welcher Behaglichkeit man bei schönem Wetter auf dem durch ein Zeltdach geschützten Verdeck der Dampfboote sitzt und bei einem Glase guten Weines eins der schönsten Stücke Erde Revue passiren läßt. So saß auch ich im Anfang dieses Sommers, ehe noch der Kriegslärm allen Vergnügungs- und Erholungsreisen ein Ende gemacht hatte, in behaglicher Ruhe auf dem Verdeck eines Rheindampfbootes und war auf dem besten Wege mich zu berauschen, ich weiß wirklich nicht ob mehr an dem Weine und an der herrlichen Gegend oder an den strahlenden Augen meines Gegenübers, einem Professorstöchterlein, welches mit Vater und Mutter von einer Pfingsttour zurückkam. Wie gesagt, ich war auf dem besten Wege mich zu berauschen, da wurde ich plötzlich durch die Frage meiner hübschen Nachbarin, ob ich nicht mit bis Heidelberg hinunterfahren wolle, ernüchtert. Eine Professorstochter und will von Bonn nach Heidelberg hinunterfahren! Nein, das wirkte auf mich, der ich mit etwas geographischem Gefühl begabt bin, wie ein Sturzbad, und das Aergste war, daß der Vater, ein hochangesehener und gelehrter Professor, dabei saß und gar nicht merkte, was sein Töchterlein für eine — Unbegreiflichkeit gesagt hatte.

Nachdem sich mein erregtes Blut etwas beruhigt hatte, hielt ich es für Menschenpflicht, das hübsche Kind zu belehren, daß, wenn man in der Geographie von Oben und Unten spricht, man nicht darauf sehen müsse, wie die Landkarte zufällig hängt, sondern danach, wie die Gewässer sich bewegen, und daß, da das Wasser von oben nach unten fließt, immer an den Quellen der Flüsse Oben und an den Mündungen Unten sei. Da meine Schülerin einen ganz guten Verstand hatte, so begriff sie auch sehr schnell, um was es sich handelte, und ich hoffe, daß sie künftighin keinen ähnlichen Fehler machen wird. Da aber sie, die mit Verstand begabt und in einem der besten Institute für Töchter höherer Stände erzogen worden ist, mit diesen einfachen Grundbegriffen der Geographie nicht vertraut war, so muß die Ursache hiervon wohl darin zu suchen sein, daß auf solche Dinge beim Unterricht kein Werth gelegt wird. Leider richtig, unser Unterricht ist in dieser Beziehung, wie man besonders jetzt, da die Kämpfe unserer Brüder Jeden nöthigen, sich mit der Landkarte zu beschäftigen, bemerkt, höchst mangelhaft, und vielleicht ist mir die eine oder andere unserer freundlichen Leserinnen dankbar, wenn ich hier versuche, einen kleinen Theil jener Lücke in ihrem Wissen auszufüllen.

Was also ist bei geographischen Bezeichnungen oben, und was ist unten? Die Mehrzahl der Menschen beantwortet diese Frage nach der Landkarte, d. h. nach den an der Wand aufgehängten Karten: Was auf dieser oben ist, das nennen sie Oben, und was unten ist, das nennen sie Unten. Da nun unsere Landkarten nach Uebereinkunft im Allgemeinen so gezeichnet werden, daß der nördliche Theil oben, der südliche unten ist, so hat man sich auch ziemlich daran gewöhnt, Norden und Oben, Süden und Unten für sich deckende Begriffe zu halten, und sehr oft kann man hören: Ich reise hinauf nach Petersburg, oben in Preußen ist es kalt wie in Sibirien und dergl. mehr. Man hat aber in der Geographie die Begriffe Oben und Unten gar nicht in der Allgemeinheit, wie sie angewendet werden; die Art, wie unsere Landkarten gezeichnet werden, ist etwas Zufälliges, ebenso könnte ein Kartograph in Südamerika Karten so zeichnen, daß, wenn man sie ansieht, der Südpol oben und der Aequator unten erscheint, und dann würde das, was man bei uns oben nennt, unten sein. Da die Erde eine rollende Kugel ist, so ist es nicht möglich, einen Punkt als „Oben" zu bezeichnen, höchstens könnte man, wenn man bei uns auf der Erde gebräuchliche Begriffe auf die Benennung im Weltraum übertragen wollte, sagen, daß immer die der Sonne abgewandte Seite der Erde, also die Seite, auf welcher Nacht ist, oben, die Seite, auf welcher Tag ist, unten ist. Die Gründe, welche eine solche Bezeichnung zulassen, sind einfach und leicht verständlich. Die ganze Bewegung der Erde ist ein Fallen dieses Weltkörpers zur Sonne, eine Bewegung, welche durch die eigene Flugkraft der Erde in der Weise modificirt wird, daß daraus jene Bewegung entsteht, welche als Umlauf der Erde um die Sonne erscheint. Da wir nun auf der Erde bei dem Fallen eines Körpers den der Erde zugekehrten Theil mit Unten, den der Erde abgewendeten Theil mit Oben bezeichnen, so ergibt sich daraus die Art der Bezeichnung, wenn wir sie auf die Erde übertragen wollen, von selbst. Da nun aber dieses Oben und dieses Unten fortdauernd wechselt, da man in diesem Augenblick oben ist, in zwölf Stunden unten, so wird ein Jeder leicht das Unzweckmäßige der Anwendung dieser Bezeichnung erkennen. Dennoch aber haben wir in der Geographie den Begriff Oben und Unten, nämlich für die vergleichende Bezeichnung von Orten, die in demselben Flußgebiete liegen. Da das Wasser stets nach unten fließt, so sind die Quellen der Flüsse oben, die Mündungen unten, und wenn man ein Stromgebiet nach der Mündung zu verfolgt, so geht man hinunter, wenn man es nach der Quelle zu verfolgt, so geht man hinauf. Hier also, wo die Bezeichnung Oben und Unten mit Recht benutzt werden kann, ergibt sich ihre Anwendung von selbst, eine Stadt, welche der Quelle eines Flusses näher liegt, als eine andere, liegt oben, die letztere unten; ebenso liegt eine Stadt, die an einem Nebenfluß liegt, höher, als die Städte, welche an dem Hauptstrom unterhalb der Mündung liegen.

Man hat nun allerdings diese, eigentlich nur für ein Flußgebiet relativ zu benutzende Beziehung auch auf nebeneinanderliegende Flußgebiete und selbst auf ganze Systeme von Flußgebieten angewandt, immerhin aber ist bei einer solchen Anwendung eine große Vorsicht geboten, und sicherlich darf man niemals diese Bezeichnung der relativen Lage anwenden bei zwei Ortschaften, welche in Flußgebieten liegen, die zu zwei ganz verschiedenen Meergebieten gehören. So kann man z. B. sagen, daß Breslau höher liegt, als Danzig, weil Danzig an der Weichsel nahe dem Strande der Ostsee liegt, und Breslau an der Oder, welche in die Ostsee fließt, und zwar sehr entfernt von dem Strande, sehr weit oberhalb der Mündung, aber nie könnte man sagen, daß Berlin oben, und Wien unten liegt oder umgekehrt, um eine sehr geläufige Redensart zu gebrauchen, daß man von Berlin nach Wien hinunterreisen wolle, da sich die Gebiete der Elbe und der Donau, von denen die erstere zu dem Gebiete der Nordsee, resp. des Atlantischen Oceans, die andere zu dem Gebiete des Schwarzen Meeres, resp. des Mittelmeeres gehören, in dieser Beziehung nicht vergleichen lassen, selbst wenn man die Höhe der einzelnen Orte über dem Meeresspiegel in Betracht zieht.

So viel über Oben und Unten. Es hat aber diese Identificirung von Oben mit Norden und von Unten mit Süden noch eine andere Verwirrung in unsere geographischen Anschauungen gebracht. So wie man sich, nach der Lage auf unseren Landkarten, daran gewöhnt hat, Orte, die nördlich liegen, in Vergleich zu anderen, südlich gelegenen Orten als oben zu bezeichnen, so hat man sich auch umgekehrt daran gewöhnt, das, was auf unserer Landkarte oben ist, als Norden zu bezeichnen, ganz unbekümmert darum, ob dies nach der Art, wie die Landkarte gezeichnet ist, richtig sei. Da man nun aber sehr oft Landkarten findet, welche zur größeren Ausnutzung des Raumes nicht so gezeichnet sind, daß die Richtung von oben nach unten auch genau der Richtung von Norden nach Süden entspricht, so entsteht hier eine Confusion. Man meint oft, daß eine Ortschaft, welche in Wahrheit nordöstlich von einer andern liegt, im Norden liege und dergl. mehr. So lange nicht alle unsere Karten so gezeichnet werden, daß in einer beigezeichneten Windrose der von Norden nach Süden gehende Strich genau senkrecht stehen würde, müssen wir, um die Himmelsrichtung auf der Landkarte zu bestimmen, uns nach einem anderen sicheren Zeichen umsehen, und dies Zeichen finden wir in den Breitengraden, d. h. in jenen gedachten Kreisen, welche die Erde parallel mit dem Aequator umspannen und welche uns auf allen Karten genau die Richtung von Westen nach Osten angeben. Legen wir eine Karte so vor uns, daß die Breitengrade genau parallel mit der Tischkante laufen, so haben wir links vor uns Westen, rechts Osten, und wenn wir eine Linie senkrecht zu uns gezogen denken, so ist Norden von uns entfernt, Süden uns nahe. Auf diese Weise ist es sehr leicht, sich wegen der Himmelsgegenden auf einer Landkarte zurechtzufinden, vorausgesetzt, daß die Karte, auf welcher man sich orientiren will, nicht so liederlich gearbeitet ist, daß sich nicht einmal die Breitengrade auf derselben befinden.

Diese Breitengrade können uns bei dem Studium der Landkarte noch in anderer Weise sehr nützlich sein, sie können uns einen Anhalt geben zur Bestimmung der Entfernung einzelner Orte von einander, eine Bestimmung, die auch vielfach von uns im Geiste sehr oberflächlich, ohne jede Rücksicht auf den Maßstab, nach welchem die Landkarte angefertigt ist, vorgenommen wird. Der und der Ort liegt ganz nahe bei Paris, von dort aus kann man ja Paris bequem beschießen, das hörte man zur Zeit, als die deutschen Truppen noch nicht mit der Einschließung der französischen Hauptstadt fertig waren, alle Tage mehrere Mal behaupten, und doch war von Ortschaften die Rede, welche drei, vier Meilen von Paris entfernt waren. Ist nun einer Karte, wie es eigentlich stets der Fall sein sollte, ein Maßstab beigefügt, so ist die Sache ganz einfach; da kann sich ein Jeder leicht davon überzeugen, wie groß die Entfernungen in Wahrheit sind; fehlt jedoch ein solcher Maßstab, so geben wir hier als einen Anhaltspunkt zur ungefähren Schätzung an, daß die Entfernung eines Breitengrades von dem nächsten 15 geographische Meilen beträgt, und daß eine geographische Meile ebenso groß ist wie eine deutsche Meile. Wenn man nun auch nach diesem Maßstab auf den meisten Karten keine genauen Messungen vornehmen kann, so wird man doch, wenn man sich desselben bei Schätzung der Entfernungen erinnert und nachsieht, wie weit die Breitengrade auseinander sind, wenigstens nicht so sich irren können, daß man von zwei Orten, die mehrere Meilen weit auseinander liegen, annähme, die Entfernung zwischen ihnen sei so gering, daß man den einen von dem anderen aus beschießen könne.

Senkrecht zu den Breitengraden befinden sich auf den Landkarten die Meridiane oder Längengrade, welche eigentlich genau die Richtung von Norden nach Süden bezeichnen. Da bei ihrer Richtung auf der Karte, d. h. ob sie parallel sind oder sich zu einander neigen, sehr viel abhängt von der Art der Projection, d. h. von der Art, wie die Zeichnung, welche eigentlich eine Kugelfläche bildet, in eine gerade Fläche verwandelt ist, so erfordert ihre Benutzung schon eine größere Aufmerksamkeit, und was besonders die Benutzung dieser Längengrade zur Bestimmung der Entfernungen betrifft, so ist sie für den Laien sehr schwierig, denn da sie keine Parallelkreise sind, sondern an den Polen in einem Punkt zusammenlaufen, während die Entfernung der einzelnen Grade am Aequator auch 15 geographische Meilen beträgt, so ist natürlich die Entfernung der einzelnen Längengrade von einander auf jedem Punkte zwischen dem Aequator und den Polen, d. h. auf jedem Breitengrade, eine andere. Weiß man diese Entfernung für jeden einzelnen Breitengrad, so kann man freilich auch die Längengrade zur Messung der Entfernungen benutzen; da aber eine solche Kenntniß wohl nur bei Astronomen von Fach sich findet, so werden unsere Leserinnen sich mit der Benutzung der Breitengrade zur Schätzung der Entfernungen auf solchen Karten, denen kein Maßstab beigegeben ist, begnügen müssen.

[2716] Dr. G. Lewinstein.

Die Familie Bonaparte.

Die Familiengeschichte der Bonaparte ist jedenfalls interessant und wenigstens für die Lösung der Frage von der Erblichkeit des Talents nutzbar. Die Mitglieder einer Familie nehmen länger, als fünf Jahrhunderte hindurch als Advocaten, Deputirte, Würdenträger der Kirche u. s. w. eine geachtete, ehrenvolle Stellung ein, ohne jedoch über das Mittelmäßige sich zu erheben, in irgend einer Weise Hervorragendes zu leisten und zu sein, abgesehen etwa von einer außerordentlichen Zähigkeit im Amte und einem von Generation auf Generation sich vererbenden Bestreben, ihre Stellung nicht sowohl zu verbessern, als zu behaupten.

Francesco Bonaparte — der wahrscheinlich sich Buonaparte schrieb — der Sprößling eines italienischen Patriciergeschlechts, kam Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts nach Corsica. Er zählte zum Adel der Insel und ist in ihren Annalen der Erste von einem halben Dutzend seines Namens, deren Jeder in die Stellung seines Vaters rückte.

Der erste, durchaus ehrenvolle, aber etwas eintönige Band der Familiengeschichte schließt mit Carlo Bonaparte und seiner Gemahlin Lätitia. Sie haben acht Kinder, welche wider alle Tradition sämmtlich Corsica verlassen, Einer von ihnen, um Kaiser und Welteroberer; Drei, um Könige; Eine, um Königin; Eine, um regierende Fürstin; Eine, um Prinzessin zu werden. Freilich war das außerordentliche Genie des Einen auch für die Anderen des Glückes Schmied, aber ebensowenig läßt sich bestreiten, daß die ganze Familie mit mehr, als gewöhnlichem Talent, mehr, als gewöhnlicher Thatkraft ausgestattet gewesen. Auch auf ihre Nachkommen vererbten sich diese Gaben, wenigstens theilweise, denn von den sechsundzwanzig Enkeln Carlo's und der Lätitia hat der Eine das Kaiserreich mit seinem Glanze, freilich auch mit seinem Mißgeschick wieder aufleben lassen, acht oder neun sind Schriftsteller, Gelehrte von Ruf geworden, zwei sogar von bedeutendem Ruf. Erst hundertundzwei Jahre sind seit der Geburt des ersten Kindes von Carlo und Lätitia, Joseph Bonaparte, vergangen, und elf Jahre erst seit dem Tode des jüngsten, Jerome. Innerhalb eines Menschenalters haben sie Frankreich zwei Mal beherrscht; sie haben Verbindungen mit den edelsten Häusern Europa's geschlossen, sind — in gutem oder schlechtem Sinn, aber immer im Mund der Leute gewesen; sind so tief gefallen, daß ihnen keine Hoffnung mehr zu bleiben schien, und haben unerwartet wieder sich erhoben; glänzende Erfolge errungen und herbes Ungemach erduldet — abwechselnd die Lieblinge oder der Spielball des Glückes.

Die Geschwister Napoleon's waren keineswegs die willenlosen Werkzeuge ihres Bruders, wie die Welt sich sie denkt. Alle besaßen Fähigkeiten beinahe ersten Ranges, während Einer vielleicht in seiner Weise an Verstandesschärfe und Kühnheit seinem größeren Bruder Nichts nachgab.

Die wenigst Bedeutenden von ihnen waren der Aelteste und der

Jüngste, Joseph und Jerome. Doch besaß Joseph immer noch eine gewisse Würde und Festigkeit, welche allein schon hinreichend waren, ihn zu einem weitaus besseren König zu machen, als Spanien seit Jahrhunderten gesehen hatte. Der bedeutendste und trefflichste Charakter in der ganzen Familie ist Lucian. Mit kühnen und edlen Gedanken sich tragend, frei von unwürdigem Ehrgeiz, stets ein treuer Anhänger der Republik, war er der Einzige in der Familie, welcher diese seine republikanischen Grundsätze nie verleugnete, auf jeden Thron Verzicht leistete und, obwohl er dem älteren Bruder mit unerschütterlicher Treue anhing, nie von ihm sich maßregeln ließ, sondern immer seine Selbstständigkeit wahrte. Er war es denn auch, welchen von allen Brüdern Napoleon stets respectirt zu haben scheint. Nach dem Fall des Kaiserreichs war er es allein, der nicht auch seinerseits einen Sturz zu beklagen, eine Verirrung zu bereuen hatte. Glücklicher, als seine Brüder im häuslichen Leben und glücklich in seinen Kindern, zog er sich nach Italien zurück, um den Nachmittag und Abend seines Lebens literarischen Bestrebungen zu widmen. Er war lyrischer Dichter, Novellist, Historiker und Antiquar.

Ludwig, der nächste Bruder, hatte einen ähnlichen Charakter, doch nicht den Geist und die Kenntnisse des Lucian. Auch war er in bescheidenem Grade Poet; Erfinder einer Methode, classische Versmaße zu reproduciren, welche allerdings keinen Anklang fand; Novellist — er schrieb einen Roman aus dem holländischen Leben — sowie Verfasser mehrerer historischen Abhandlungen. Von der Familie war er für Napoleon vielleicht der am wenigsten Brauchbare. Zu offenem Ungehorsam zu schwach, gehorchte er doch nur theilweise und war, als er König von Holland geworden war, so ehrlich einfältig zu glauben, daß die Interessen seiner Unterthanen denjenigen Frankreichs vorgingen, und wagte den Befehlen des Kaisers zuwider zu handeln. Wie er dann einsah, daß er mit solchem Trotz auf die Länge nicht durchdränge, war er auch charaktervoll genug, auf seine Krone zu verzichten und ins Privatleben sich zurückzuziehen. Er wurde zur Vermählung mit Hortensie, für welche er nie eine echte und tiefe Neigung fühlte, gezwungen und erlebte den Schmerz, seinen ältesten Sohn — d. h. seinen zweiten, der erstgeborne war schon als Kind verstorben — im Alter von siebenundzwanzig Jahren in seinen Armen sterben zu sehen, während dem jüngeren, dem nachmaligen Kaiser Napoleon, vom italienischen Minister ein Paß verweigert wurde, der ihn in den Stand setzen sollte, seinem Vater im Tode die Augen zu schließen.

Die Töchter von Carlo and Lätitia waren sämmtlich schön, edel und geistig begabt. Elise, die Großherzogin von Toscana, war nicht die Gattin des Herrschers, sondern, mit Beiseitesetzung des schwachen Gemahls, Selbstherrscherin und zwar fand sie sich in diese Stellung mit einem Geschick und Organisationstalent, welche ihre Unterthanen wenig gewohnt waren. Koroline, die Frau des ritterlichen, unglücklichen Murat, verstand es, mit Würde zu regieren und mit Würde zu verzichten. Pauline, die schöne Prinzessin Borghese, das Modell zur Venus Canova's, war Napoleon's Lieblingsschwester. Alle Liebe und Zuneigung, deren seine Natur überhaupt fähig war, widmete er ihr. Sie hinwieder war die Erste bereit, nach Elba als Trösterin und Gesellschafterin des Bruders zu gehen. Während der hundert Tage schickte sie ihm alle ihre Diamanten. Sie wurden aber während des allgemeinen Wirrwarrs von unbekannter Hand entwendet. Auch nach St. Helena wäre sie ihm gefolgt und wurde nicht müde, immer aufs neue, doch immer vergeblich darum zu bitten. Als endlich die Todesnachricht von dorther kam, wurde sie fast tiefsinnig vor Gram und erholte sich nie wieder von diesem Schlage.

Joseph, Napoleon's ältester Bruder, hinterließ nur zwei Töchter. Beide heiratheten Vettern: eine von ihnen, Zenaide, Lucian Prinzen von Canino. Sie war schön und talentvoll und die Genossin ihres Mannes in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Sie übersetzte den Schiller.

Lucian hinterließ elf Kinder, deren mehrere noch am Leben sind. Zwei Töchter, beide nunmehr todt, vermählten sich mit englischen Edelleuten. Madame Ratazzi ist die Tochter der einen, nämlich der Lätitia Bonaparte-Wyse; zwei andere Töchter heiratheten italienische Edelleute, und eine ist Nonne, Aebtissin. Der älteste Sohn, jetzt ebenfalls todt, war der berühmte Lucian Prinz von Canino. Er war ein Naturforscher ersten Ranges; seine Untersuchungen und Entdeckungen in Geologie, Ornithologie und Botanik sind von größtem Werthe. Er verbrachte sein Leben hauptsächlich in Italien, den Wissenschaften ebenso ergeben, wie der Sache des Republikanismus, jetzt einem Congresse von Gelehrten präsidirend und dann wieder eine politische Bewegung in Rom anführend. Er starb 1857.

Sein Bruder, Louis Lucian, ist ebenfalls berühmt, ein Linguist, der in der Welt vielleicht nicht seines Gleichen hat. Um sich einen Begriff von seinen Sprachkenntnissen zu machen, bedenke man, daß er die Parabel vom Schnitter und Säemann in nicht weniger, als 72 verschiedenen Sprachen und Dialecten veröffentlichte, ferner das Hohelied Salomonis in sämmtlichen celtischen Mundarten, die ganze Bibel aber in der baskischen Sprache, abgesehen von verschiedenen Abhandlungen über die finnische Sprache und Anderes mehr. Er ist Doctor der Rechte von Oxford und hat mehrfache Ehrentitel vom Kaiser.

Noch zwei andere Söhne Lucian's sind am Leben: der unglückliche Peter, welcher Victor Noir erschoß, und Anton, der keinen Ehrgeiz besitzt und Nichts gethan hat.

Der zweite Sohn von Ludwig Bonaparte starb, wie wir sahen, im Alter von siebenundzwanzig Jahren. Er fand in so kurzem Leben doch Zeit, eine Uebersetzung von des Tacitus Agricola und eine Geschichte von Florenz zu veröffentlichen, ein halbes Dutzend Maschinen zu erfinden und eine revolutionäre Erhebung zu leiten. Er starb kinderlos. Der dritte Sohn Ludwig's ist der Kaiser Napoleon III. Prinz Napoleon ist der Sohn von Jerome.

Noch ein Sprößling des Geschlechts, von anerkannter Begabung muß erwähnt werden, Prinz Achille Murat, der Sohn König Joachim's und der Karoline Bonaparte. Ein glühender Republikaner, ging er früh schon nach Amerika, dort zu leben und zu sterben. Er veröffentlichte zwei oder drei Werke über die Entwickelung und Verwirklichung republikanischer Ideen in den Staaten.

Die Enkel von Napoleon's Brüdern sind meist noch jung. Einer von ihnen indessen, der Cardinal Bonaparte, ist ein Mann von 42 Jahren.

Der Einfluß, welchen diese Familie auf die Welt ausgeübt hat — ganz abgesehen von dem, welchen Napoleon für sich selber ausübte — ist ein höchst bedeutender. Ob ein segenreicher, wer will es behaupten? und ob die Bonaparte schon das letzte Wort in der Weltgeschichte gesprochen haben, wer kann es sagen? Wir Deutsche verdanken dem zweiten Cäsar dieser Familie — freilich wider seine Absicht — unsere Einheit und ihrer wollen wir uns freuen, in ihr der Zukunft ruhig entgegensehen. [2720]

Die Mode.

Ich schwankte, zauderte, erwog und nun — wie fast immer Derjenige, der überlegt, zeigt, daß er will — sitze ich am Schreibtisch. Allerdings kann ich in Wahrheit mit den Musterbriefstellern alten Stils beginnen: Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder. Denn wie irgend ein classischer Römer von seiner Zeit sagte, daß es schwer sei, keine Satiren zu dichten, kann ich von heutzutage versichern, daß es das Schwerste ist, einen Modebericht zu schreiben. Noch hat sich der Himmel nicht entwölkt, ja, es fehlt nicht an Sturmvögeln, welche das Aufziehen neuer Wetter fürchten lassen. Wird man ein Walzerthema in einer Sinfonia eroica nicht abscheulich finden?!

Zwar ist der Bazar ein Weltblatt, und muß jeder Mitarbeiter wie Auerbach's Tolpatsch daran denken, daß es drüben Tag ist, wann's hüben Nacht, daß die eine Hälfte des Bazarpublicums weint, die andere lacht. Aber selbst im fernsten Thal Australiens könnte es irgend Jemand bedenklich scheinen, daß eine Deutsche gegenwärtig mit vollen Segeln in die Gesellschaftswogen und Tanzstrudel steuert.

Doch wie? werden denn nicht schon wieder vierzehn Tage ins Land gegangen sein, bevor diese Zeilen zu ihren Leserinnen gelangen? Wer aber möchte es mir nicht vergeben, wenn ich als unverbesserliche Optimistin einen ganzen Wald von Oelzweigen rauschen höre! Und wann es Friede geworden, wird nicht Musik ertönen von früh bis spät, und festlicher Lichterglanz allabendlich durch die Fenster fallen, und werden wir uns nicht schmücken, den Heimgekehrten zu Ehren aufs schönste schmücken?

Nein, ich zaudere nicht mehr. Die Wolken lichten und wandeln sich in zartestes Gewölk von Tarlatan und Tüll, und nach den schwersten Sorgen bleibt nur noch die leichteste und heiterste: die Sorge um unsere Balltoilette.

Tarlatan und Tüll sind allerdings wie Mull, Seidengaze u. s. w. vorzugsweise für die junge Welt; ältere Damen — die Definition dieses „älter" kann Niemand von mir verlangen! — tragen schwere Stoffe, wie Atlas, Reps, poult-de-soie und dergl. Da ziemt sich denn auch die lange Schleppe, während das einfache weiße Mullkleid letztere nur in bescheidenem Maße sich gestattet. Der Doppelrock ist bei leichter luftiger Toilette auch in diesem Jahr sehr beliebt, und gibt es ein Dutzend Arten, den oberen Rock zu raffen.

Außer der ausgeschnittenen Schoßtaille sind die ausgeschnittenen Blusen zu nennen, bei denen der Stoff in Puffen arrangirt wird. Die Robe einer älteren Dame hat ebenfalls eine ausgeschnittene Taille, welche häufig eine Berthe ziert.

Garnirt werden die Ballroben selbstverständlich auf das mannichfaltigste, mit Frisuren, Puffen, Rüschen, Röllchen, Volants ꝛc. Gewöhnlich hat die Garnitur dieselbe Farbe wie das Kleid, doch kann sie auch abstechend sein. Ich wähle ein Beispiel: Beide Röcke sind mit Volants garnirt, deren oberen Rand schmale, ausgeschlagene Rüschen begrenzen. Eben solche Rüschen werden dann in entsprechender Entfernung von einander auf den Röcken angebracht. Will man eine Garnitur von Puffen, so stellt man letztere vom Stoff der Robe her und verziert beide Längenseiten mit kleinen Frisuren. Für die Taille gilt natürlich auch die Garnitur des Rockes. Zum Raffen des oberen Rockes dienen Schleifen und Rosetten aus Atlas- Taffet- oder Grosgrain-Band, am häufigsten aber — in diesem Jahre, wie immer wohl — Blumen, indem man mit längeren Zweigen den Rock rafft, mit einzelnen Blumen Puffen und Rüschen schmückt. Die Ballroben der älteren Damen werden mit Plissé-frisuren aus Mull, mit Tüll- oder Spitzenvolants garnirt.

Zu Schärpen wählt man häufig Stoff sowohl, als Garnitur der Robe. Doch ebenso oft sieht man sie aus Atlas, Taffet oder Grosgrain. Oder man nimmt überhaupt keine Schärpe und wählt dafür Rosetten, Blumen und dergl.

Junge Mädchen tragen das Haar in Locken oder kämmen das gewellte Vorderhaar aus dem Gesicht und stecken den Flechtenchignon so, daß er tief zum Nacken niederhängt. Ein Blüthenzweig, Blumendiadem oder eine einzelne Blume zwischen Knospen und Blättern schmückt es. Coiffüren von Federn, Blonden, Sammet-, Atlas- oder Grosgrain-Band sind für ältere Damen.

Die Ballschuhe sind meist von Atlas, weiß zum weißen Kleid, weiß oder von der Farbe der Robe zum farbigen. Vorn Schleife oder Rosette, längs dem Ausschnitt Rüschen. Die Handschuhe sehr lang, mit Schwan, Atlas- oder Tafferüschen, breiter Blonde, zuweilen auch mit schmaler Guirlande verziert.

Der Sortie-de-bal hat noch meist die Talmaform und ist aus weißem oder farbigem Kaschmir, mit einem Capuchon versehen oder am Rückentheil in eine sogenannte Beduinenfalte geordnet. Schwan-, Atlas-, Taffet-, Seiden- oder Angorafranze garniren die Sorties-de-bal. Auch vielfach Besätze von Gold- oder Silberlitze.

Was den Schmuck anbelangt, so haben Mädchen von guter Erziehung auch früher schon niemals, nirgend und auf Bällen am allerwenigsten damit geprunkt und geprahlt. Ein schwarzes Sammetband mit Medaillon genügt ja vollkommen der Jugendlichen, welche nur in Frühlingsfrische strahlen soll. Aber in diesem Jahre möchte ich nicht nur den Mädchen, möchte ich allen Frauen besonders ans Herz legen, der prahlerischen Pracht die herzgewinnende Einfachheit vorzuziehn.

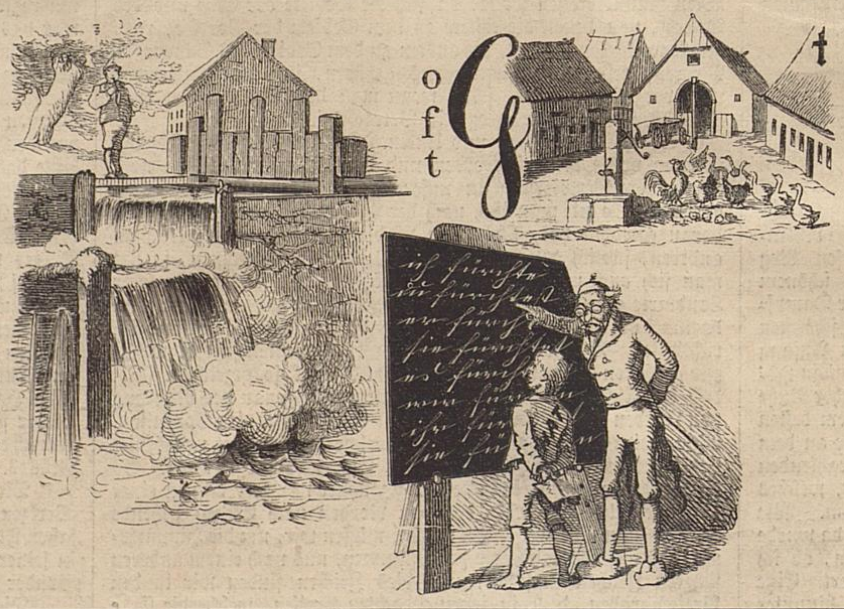
[2727] **Veronica von G.**

Räthsel.

Wohl Manchem gegenüber ist's im Scherze selbst verfänglich;
Bei kleinen Bäumen ist es leicht, bei Uhren unumgänglich.

[2728] E. S.

Rebus.



Aehrenlese.

Eine verständige Eigenliebe macht nicht eitel, aber bescheiden.

Frauen lieben Bänder, Männer lieben Bändchen.

Frauen strafen erst und dann verzeihen sie.

Mit dem Geist ist es wie mit dem Handel: gewinnt man nicht, so verliert man.

Achtung vor uns selbst führt zur Moral, Achtung gegen Andere zu guter Lebensart.

Es gehört Geist dazu, mitunter keinen Geist zu zeigen, und vor Allem nicht zu bemerken, wenn er Anderen fehlt.

Widerwille erzeugt Hellsehen.

Die Unterhaltung ist der Prüfstein des Mannes von Welt, und der Stein des Anstoßes für den Anfänger.

Der Verläumder ist das grausamste aller Raubthiere; der Schwindler das gefährlichste Hausthier.

Das ist der feinste Spott, über den man sich nicht ärgern darf, ohne noch mehr lächerlich zu werden.

Der Kluge gewinnt die Welt nicht durch Gewinnste, sondern durch Lotteriebillets.

Mit dummen Leuten darf man sich nie einen Spaß erlauben; mit klugen braucht man aber nicht stets ernst zu sein.

Die Redensart der Verläumder: Alle Welt sagt es, wird zuletzt eine Wahrheit. [2721]

Correspondenz.

Mehrere Mütter. Wir sind durchaus Ihrer Ansicht, daß Bilderbücher für die Jugend von künstlerischem Werthe sein sollten, und nennen Ihnen mit Vergnügen eine solche in jeder Hinsicht schöne Weihnachtsgabe: „Auf dem Lande. 18 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch." Verlag von Alphons Dürr in Leipzig (aber durch jede Buchhandlung zu beziehen). Wir kommen demnächst auf dieses Werk und Jugendschriften überhaupt ausführlich zurück.

Nellie. With real pleasure we received your charming lines! Not able to give you to-day the demanded instruction about „white nougat" and presently only possessing the secret of „nougat rose", we shall take care to inform you in one of our next numbers. — Hints, concerning dresses for gymnastic exercises will be found in the last annual course of our journal, page 37. —

Ottilie in **Prag.** Sofort zu einem guten Zahnarzt! Ein schadhafter Zahn kann einunddreißig gesunde verderben.

K. und **K.** in **Wien** verweisen wir auf die Aufsätze des Dr. Cornelius über „Haarpflege" im v. und d. J. des Bazar.

A. v. G. in **W.** Das Calciumsulfhydrat wird (in der Apotheke) auf folgende Weise bereitet: 30 Theile frisch gebrannten Kalkes werden mit 12 bis 14 Theilen warmen Wassers gelöscht, dem zerfallenen Kalke 60 Theile oder soviel Wasser zugesetzt, daß ein Brei entsteht. In diesen Brei leitet man nun so lange einen Strom von Schwefelwasserstoffgas, bis der Kalk Nichts mehr von demselben aufzunehmen vermag.

M. S. in **Pest.** Salmagundi: Das Brustfleisch von einem gebratenen Hühnchen, zwei Häringe, ein Anchovis, etwas Schinken oder Zunge, zwei hartgekochte Eier, Alles klein gehackt und mit Essig und Olivenöl gut vermischt. — Jatalomboo: ⅔ Chesterkäse und ⅓ Butter verrieben, nach einander India-Soya, Anchovis-Sauce, engl. Senf und (sehr wenig) Cayennepfeffer hinzugefügt.

E. Wir bedauern, aus naheliegenden Gründen die Adr. sogenannter Vermittlungs-Bureaux hier nicht angeben zu können.

Schneeglöckchen. Von einer Unschönheit und Entstellung kann in diesem Fall durchaus keine Rede sein, und wir begreifen den Schreck darüber nicht. Im Uebrigen sehen Sie oben unter **A. v. G.** in **W.**

A. T. in **Wallachisch-M.** Das herrliche übermangansaure Kali erhalten Sie in jeder Apotheke. Von einer concentrirten Lösung desselben genügen einige Tropfen im Glase Wasser.

E. v. H. in **W.** Täglicher Gebrauch einer Stahlbürste.

Mathilde B. in **Wien.** Festgetrocknete Oelfarbe kann man von Fensterscheiben, Holz ꝛc. dadurch entfernen, daß man die Farbe mit Schmierseife bestreicht und diese 24 Stunden darauf läßt. Nach dieser Zeit sind Oelfarbe und Seife mit Schwamm und warmem Wasser sehr leicht zu entfernen.

Langjährige Abonnentin in **W.** Ein sehr leicht verdauliches Eisenmittel, welches auch keinen nachtheiligen Einfluß auf die Zähne ausübt, ist das Eisensaccharat (Eisenzucker). Von Dr. O. Schür in Stettin können Sie dasselbe in Form wohlschmeckender Pastillen, von Jordan und Timäus in Dresden in Form gefüllter Zuckerkapseln beziehen.

Deutsche in **Triest.** Das Handwerkszeug sowohl wie die Vorlegeblätter für Laubsägearbeiten erhalten Sie in Heyl's Künstlermagazin, Berlin, Leipzigerstraße.

E. M. Die Morny'sche Broschüre und die dazu gehörigen Haarmittel sind nur eine Speculation auf die Leichtgläubigkeit des Publicums.

A. S. in **N.** Stockflecke bringt man aus weißer Wäsche derartig fort, daß man letztere ganz kurze Zeit in Chlorwasser oder verdünnte Eau de Javelle eintaucht und dann rasch und gut mit weichem Wasser auswäscht.

M. H. in **N.** Ueber das Schwarzfärben aller Arten von Stoffen finden Sie Vorschriften in dem Buch von H. Schrader: „Der Färber nach den Anforderungen der Gegenwart". Berlin, Th. Grieben 1865.

L. N. in **B.** bei **O.** Der blau und weiß gestreifte Wollenstoff, von dem Sie ein Muster einsendeten, zeigte sich leider äußerst empfindlich in der Farbe gegen die verschiedenartigsten Flüssigkeiten, so daß auch die geschickteste Fleckenreinigungsanstalt Ihrem Verlangen, Kirschen-, Chocolade- und andere Flecke aus demselben zu entfernen, ein „Unmöglich" entgegenstellen müßte. Es wird nichts Anderes übrig bleiben, als das Kleid färben zu lassen. Auch die mitgeschickte Probe von braunem Seidenreps läßt, mit Benzin behandelt, dunkle Ränder zurück, ein Zeichen, daß die braune Farbe nicht unlöslich in obigem Mittel ist. Sie werden daher Fettflecke durch Abreiben mit Benzin nicht aus diesem Stoff herausbringen können, wohl aber rathen wir Ihnen, das Kleid einer chemischen Fleckenreinigungsanstalt (z. B. Judlin in Berlin) zuzuschicken, weil dort das ganze Kleid Benzindämpfen ausgesetzt wird, wodurch Wolken und Ränder an einzelnen Stellen vermieden werden.

A. L. in **E.** Flecke, die in Zeugen durch den Inhalt eines Eies (Dotter und Eiweiß) hervorgebracht sind, werden, auch nach dem Eintrocknen, durch einen lauwarm aufgebrachten Absud von Quillayarinde entfernt. Hält die Zeugfarbe gegen warmes Wasser Stand, so wird sie auch von der Quillayalösung nicht angegriffen werden.

Majorin v. J. in **H.** Das beste Werk über Zimmer-Aquarien und Terrarien hat Roßmäßler geschrieben. Es wird Ihnen dasselbe jeder Buchhändler verschaffen.

F. T. in **P.** Das übermangansaure Kali kann, als Mundwasser gebraucht, natürlich nur die das Zerstören der Zahnsubstanz bewirkenden Stoffe im Augenblick unschädlich machen, es gehört immer noch eine mechanische Reinigung der Zähne zu einer sorgfältigen Zahnpflege. Kornbranntwein, mit einer Lösung von übermangansaurem Kali gemischt, hält sich nicht unzersetzt; Sie müssen daher jedes Mittel getrennt anwenden.

A. G. Niederschlesien. Die Beantwortung Ihrer Fragen würde wohl den uns zustehenden Raum überschreiten, suchen Sie daher in folgenden Werken Belehrung: J. Otto, die Essigfabrikation u. s. w. Braunschweig bei Vieweg und Sohn, 1868; H. Hirzel, Toilettenchemie, Leipzig bei J. J. Weber, 1866; A. Spirk, praktisches Handbuch der gesammten Färberei und Druckerei, Berlin bei Grieben, 1869. — Kaffeesäure und Kaffeeöl sind Präparate, die nur ein Sachverständiger, also der Chemiker, zu bereiten im Stande ist.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.